

Franckesche Stiftungen zu Halle

Der Mädchenspiegel oder Lesebuch für Töchter in Land- und Stadtschulen

Reinhardt, Justus Gottfried

Halle, 1794

VD18 10175202

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

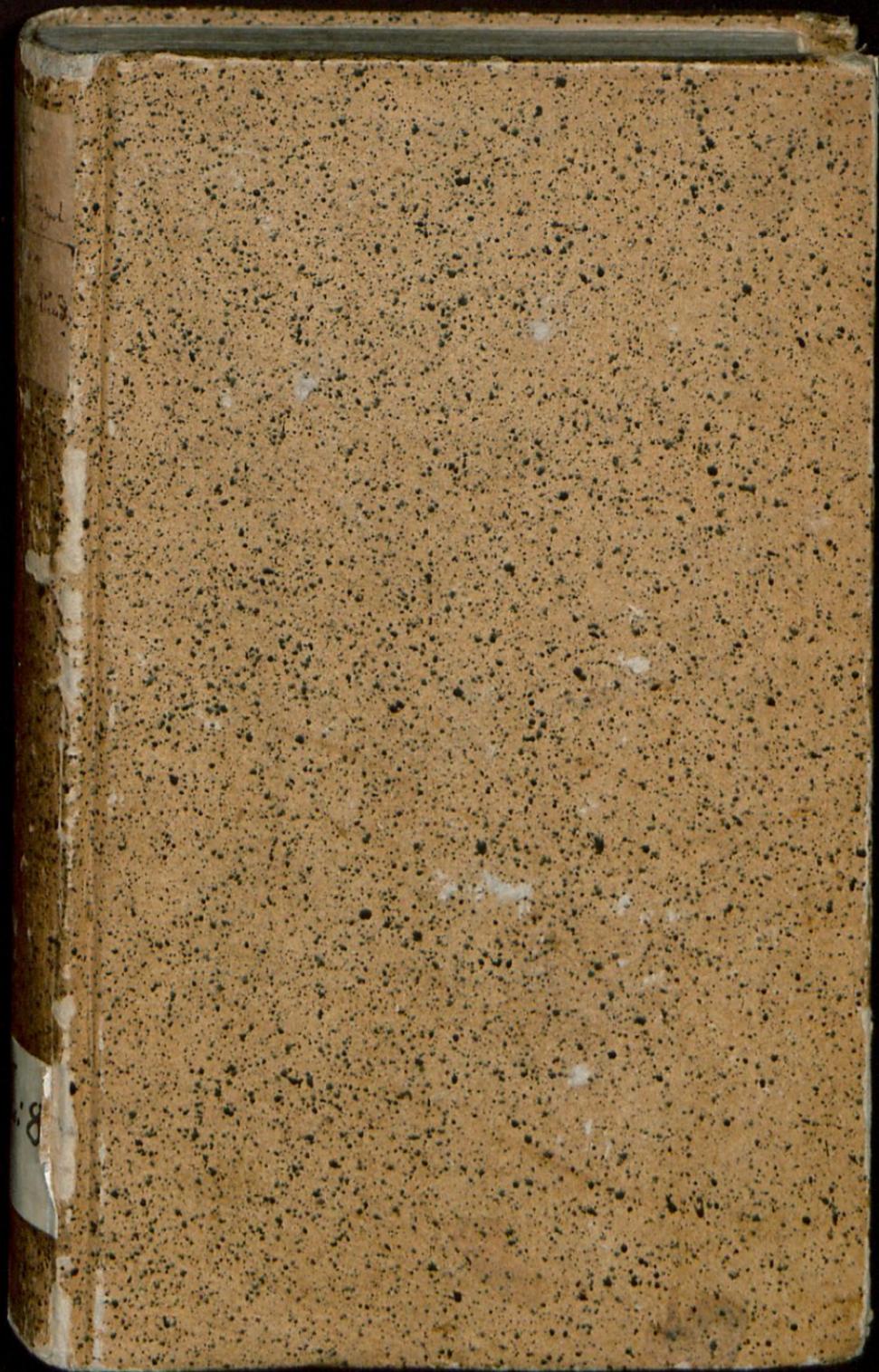
Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

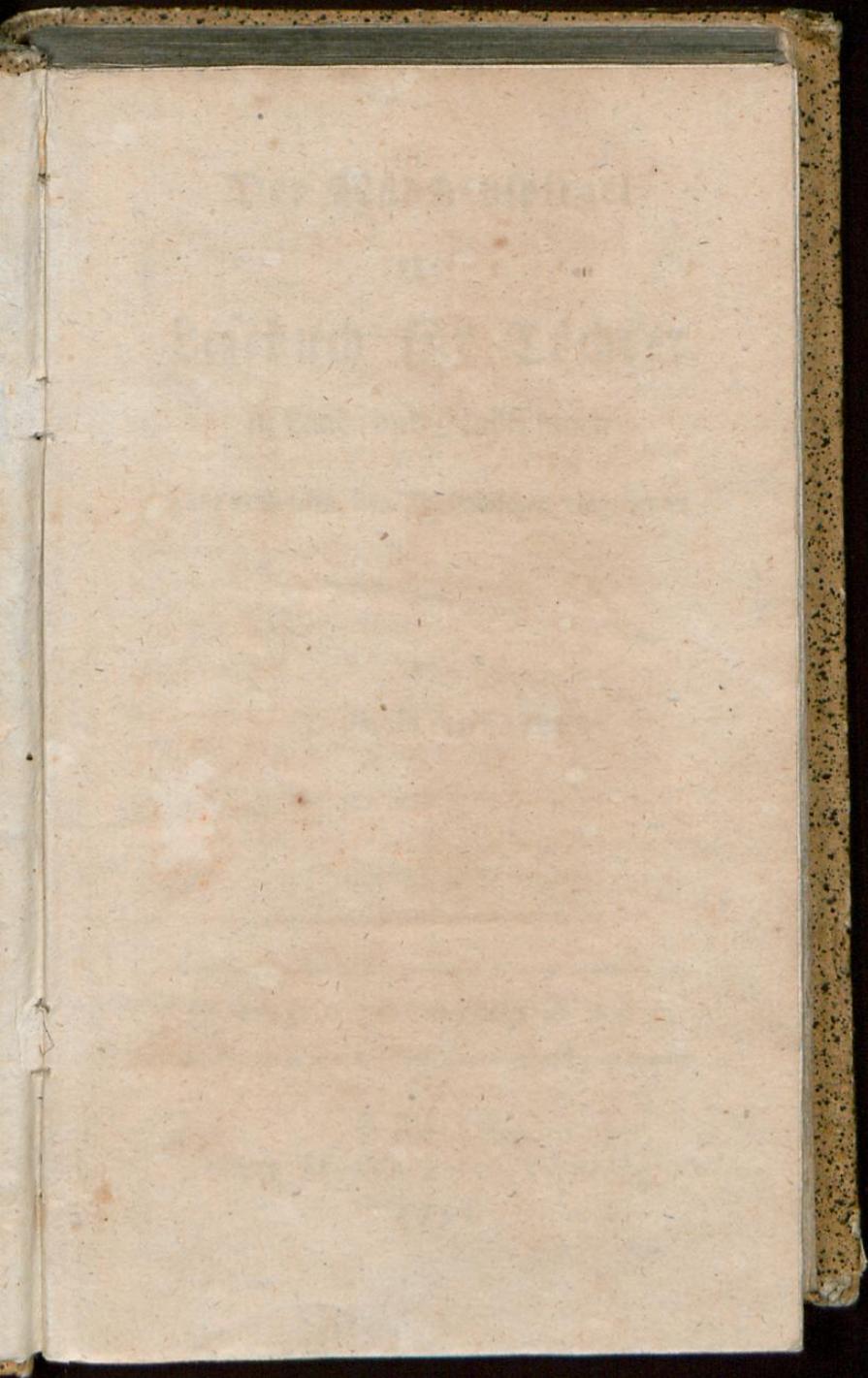
For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

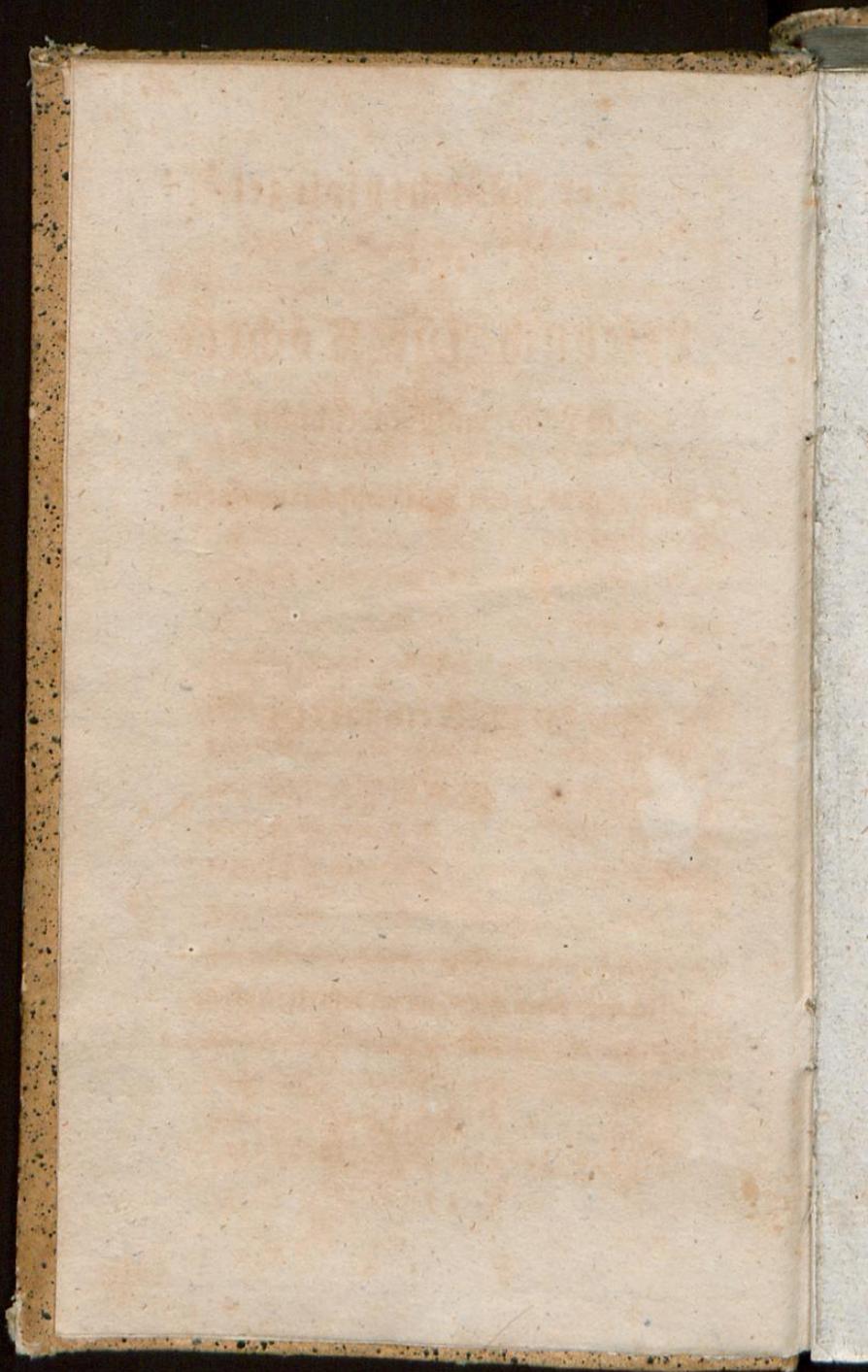
[urn:nbn:de:gbv:ha33-1-190577](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:ha33-1-190577)



131. 28

13148





1

Der Mädchenspiegel
oder
Lesebuch für Töchter
in Land- und Stadtschulen

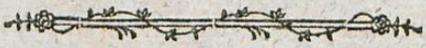
ganz nach dem von Rochowschen eingerichtet

von
J. G. Reinhardt.

Zwente, vermehrte und verbesserte Auflage.

H A L L E,
bey Johann Jacob Gebauer,
1794.

Hauptbibliothek
des Waisenhauses



Vorrede
zur zweyten Ausgabe des Mädchen spiegels.

Die gute Aufnahme meines Mädchen spiegels hat mich ermuntert, demselben bey der veranstalteten 2ten Auflage durch nöthige Abänderungen, Verbesserungen und Zusätze noch mehr Werth zu verschaffen. Freylich wird der Kenner des Umfangs weiblicher Kenntnisse immer noch sehr vieles vermissen, was in einem Lesebuche für Töchter in Stadt- und Landschulen stehen müßte. Allein ich denke mir bey dem Gebrauch dieses Buchs lauter solche Lehrer, die die Geschicklichkeit besitzen, jede Gelegenheit, die sich ihnen anbietet, zu benutzen, um ihren Zöglingen etwas Gutes zu sagen, und für solche ist sehr oft nur ein einziges Wort hinlänglich, über die ge
a 2 wöhn

wöhnlichsten Vorfälle des Lebens, und über die Dinge, welche die menschliche Wohlfahrt betreffen, auf eine zweckmäßige Art mit Kindern zu reden. In Hübners bibl. Historienbuche steht, um ein Beyspiel anzuführen, folgende — nützliche lehre: „Hier steht ausdrücklich, daß die Besessenen in den wüsten Oertern gewohnt und den Leuten Schaden zugefügt haben. Was wollen denn diejenigen hierwider sagen, die weder Gespenster noch Teufel glauben.“ Wie oft hab ich nicht schon gerade diese Worte gebraucht, um meinen Kindern zu beweisen, daß es keine Gespenster gebe, und daß die Furcht vor denselben albern und schädlich sey. Dergleichen Fälle kommen in der Schule täglich vor. Für einen Schullehrer, der diese Kunst nicht versteht, ist auch das beste Buch nichts nütze, da im Gegentheil ein anderer mit dem elendesten Buche in der Hand viele nützliche Wahrheiten verbreiten kann.

Der

Der Mädchenpiegel ist nicht darum geschrieben, daß er der weiblichen Jugend bloß zu einem angenehmen Zeitvertreibe dienen solle, nein! er soll vielmehr — außer der Uebung im richtigen Lesen und Wiedererzählen — auch zugleich dem Lehrer Winke geben, wie er von der so wichtigen und vielfachen Bestimmung und von den mannigfaltigen Geschäften des weiblichen Geschlechts recht oft und recht viel mit Nutzen reden solle.

Vom Flachsbau, vom Spinnen und Bleichen des Garns z. B. steht nichts Ausführliches in diesem Buche; aber, wenn der geschickte Lehrer mit seinen Kindern das 28ste Stück der ersten Abtheil. liest, so lenkt er gewiß die Unterredung auch auf das Brechen, Hecheln, Spinnen und Bleichen des Garns, und füllt also die Lücke aus, die er hier findet. Ihm ist's genug, daß er nur Gelegenheit bekommen hat, von dergleichen Dingen zu reden.

VI

Ben den Zusätzen, die ich ben dieser zwenten Ausgabe gemacht habe, diene mir des Pr. Germershausen vortrefliche Hausmutter in allen ihren Geschäften sehr oft zum Leitfaden. Wer es weiß, was für Arbeit und Mühe es erfordert, aus einem weitläufigen System das wichtigste in gedrängter Kürze herauszuziehen, und dasselbe noch außerdem in unterhaltende und recht faßliche Erzählungen einzukleiden, wird mich gewiß keinen Compiler nennen.

Justus Gottfried Reinhardt,

Erster Lehrer der Töchterschule zu Mühlhausen
in Thüringen.

Regi-

117

Register

über die Erzählungen und Gespräche dieses
Buches.

Erste Abtheilung.

1. Die Schule.
2. Das aufrichtige Kind.
3. Wie gut ist es, wenn man was Nützlichs ge-
lernt hat.
4. Der kleine Dieb.
5. Die nöthige Aufmerksamkeit.
6. Das wohlthätige Kind.
7. Die kleine Räseherin und Lügnerin.
8. Der Hehler ist so strafbar, als der Stehler.
9. Die Furchtsame.
10. Der Nachtwächter.
11. Das Vogelnest.

VIII

12. Das Bild oder der Schein betrügt.
13. Die kleine Lehrenleserin.
14. Das arme Kindermädchen.
15. Die Apffelkerne.
16. Von Spielen und Vergnügungen.
17. Das Gewitter.
18. Die Mutter und das Kind. Ein Gespräch.
19. Die beiden Schulmädchen.
20. Die Geschicke.
21. Das thörichte Kind.
22. Das zur Ordnung gewöhnte Kind.
23. Aehnlich und Unähnlich. Ein Gespräch.
24. Die Zugvögel. Ein Gespräch.
25. Nahrung des Verstandes. Ein Gespräch.
26. Die lange Tafel.
27. Die Kleinigkeit.
28. Der Flachs. Ein Gespräch.
29. Lehrreiche Sentenzen für die Anfänger im Lesen.
30. Gelegenheitsverse.
31. Ein Morgenlied beym Anfange der Schule.
32. Lied eines Kindes, nach glücklich überstandnen Blattern.

Zweyte Abtheilung.

33. Die ungleichen Schwestern.
34. Die beschämte Ungezogene.
35. Die wohlthätige Arme.
36. Die gute Magd.
37. Leckermaul.
38. Die kluge Wahl.
39. Die dankbare Tochter.
40. Die Zweiflerin.

41. Die Unerfättliche.
42. Die Ungeduldige.
43. Die ordentliche Kranke.
44. Das Testament.
45. Die gefährliche Gewohnheit.
46. Verschiedene Folgen des ordentlichen und unordentlichen Lebens.
47. Die Zufriedenheit. Ein Lied.
48. Das sterbende junge Mädchen.
49. Der Vater und die Tochter. Ein Gespräch.
50. Die böse Magd.
51. Die Heuchlerin oder Augenbienerin.
52. Der Rosenstock.
53. Vom Nutzen des Vertrauens auf Gott.
54. Die Abwendigmacherin.
55. Wahrheit und Lüge mit ihren Folgen.
56. Der Vorwitz, das Künftige zu wissen. Ein Lied.
57. Die alberne Furcht.
58. Die Räscherey.
59. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens.
60. Die Abergläubige.
61. Endzweck und Mittel.
62. Ein Räthsel.
63. Wohlseyn. Ein Gespräch.
64. Schicksal.
65. Der Vater und das Kind. Ein Gespräch.
66. Die edel denkende Magd.
67. Ein magrer Vergleich ist besser, als ein fetter Proceß.
68. Die böse Rätherin.
69. Die Verschwenderin.
70. Die schädliche Cur.
71. Prahlerey und Verkleinerung.

X

72. Ein Wiegenlied.
 73. Das neue Spinnrad.
 74. Die Lotterie.
 75. Die kindliche Liebe.
 76. Der Seidenbau. Ein Gespräch.
 77. Mittel wider die Motten.
 78. Morgenlied einer frommen Magd.
 79. Die Kirmse.
 80. Mäßigkeit. Ein Gespräch.
 81. Die Selbstmörderin aus Eitelkeit und Unverstand.
 82. Die Lerche. Eine Fabel.
 83. Die Schweinezucht. Ein Gespräch.
 84. Die mütterliche Liebe bey den Thieren. Ein Gespräch.
 85. Von der Seligkeit.
 86. Goldne Lehren.
 87. Das Lob der Tugend, und der Entschluß, ihr treu zu bleiben.
 88. Tischlied.
 89. Der wahre Freund.
 90. Ein Kinderlied.
 91. Ein Kirmslied.

Dritte Abtheilung.

92. Die gute Gewohnheit.
 93. Die Freundin in der Noth.
 94. Die neidische Nachbarin.
 95. Die Folgen des Unfriedens.
 96. Die Sanftmüthige.
 97. Die verständige Mutter.
 98. Der Selbstbetrug.

99. Die Wollenspinnerin.
 100. Die rechtschaffene Frau.
 101. Sieh jedem das Seine und laß auch jedem
 das Seine.
 102. Du sollst den Sabbath heiligen!
 103. Die Bitterung.
 104. Das Glück des Tugendhaften schon hier auf
 Erden.
 105. Eine wirkliche Gotteslästerung.
 106. Die vorsichtige Hausfrau.
 107. Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit, und
 von der Schädlichkeit des Lasters. Ein Lied.
 108. Es ist mehr Gutes als Böses auf der Erde.
 109. Die Besserung.
 110. Die guten Brautleute.
 111. Ein Lied.
 112. Briefe.
 113. Die gute Obrigkeit.
 114. Der Unverschämte.
 115. Der Prediger und die Zuhörer.
 116. Die Tugend ist eine lange Gewohnheit.
 117. Schaden der Unwissenheit.
 118. Vom Wesentlichen und Zufälligen.
 119. Die gute Schwester.
 120. Auch an die Nachkommen muß man denken.
 121. Reinlichkeit und Unreinlichkeit mit ihren
 Folgen.

122. Der große Zank aus kleinen Ursachen.
 123. Die Todtschlägerin.
 124. Geiz, als die größte Thorheit.
 125. Die schädliche Erbschaft.
 126. Der gute, aber nicht geglaubte Rath.
 127. Das Pfand.
 128. Die Gänsezucht.
 129. Das Brennholz.
 130. Das durch Unordnung verarmte Ehepaar.
 131. Die Wartfrau.
 132. Die Aufbehalterin.
 133. Die Communicanten.
 134. Die Selbstbeherrschung oder der Wall.
 135. Die Menschenfreundin.
 136. Die Kunst, ohne Neue fröhlich zu seyn.
 137. Nur Tugend macht glücklich. Ein Lied.
 138. Die Gewissenlosigkeit.
 139. Vom Nutzen des richtigen Denkens im Haushalte.
 140. Die verschiedenen Köchinnen.
 141. Vom Nutzen des richtigen Denkens bey der Viehzucht.
 142. Die Zurechtgewiesene.
 143. Aberglaube bey der Viehzucht.
 144. Mittel, gesundes Vieh im Stalle zu haben.
 145. Es ist schädlich, das Vieh auf den Wiesen oder auf dem Felde weiden und hüten zu lassen.

146. Gesundheit und Krankheit. Ein Gespräch.
147. Ein Mittel, die Blattern ohne große Gefahr zu bekommen.
148. Fortsetzung der vorigen Erzählung.
149. Der Leichvogel.
150. Die Zahl Dreyzehn.
151. Ich habe mich in der Ursach geirrt.
152. Der schädliche Einfluß der abergläubischen Furcht auf Gesundheit und Leben.
153. Aberglaube bey Copulationen.
154. Die Hochzeit.
155. Das Hochzeitgedicht.
156. Nächstenliebe.
157. Das eigensinnige Ehepaar.
158. Die Kindtaufe.
159. Die Stiefmutter.
160. Von Nahrungsmitteln.
161. Ein Wort für Mütter.
162. Die schlimme Frau.
163. Die Wiedererstattung.
164. Der dumme Spaß.
165. Der Herr kömmt.
166. Vom glauben und nicht glauben.
167. Der Frühling, ein Bild der Auferstehung.
168. Das Examen.
169. Der Alten Theil.
170. Das Mohnöl.

XIV

171. Die Wäsche.
172. Wie und womit bringt man die verschiede-
nen Flecke aus der Wäsche?
173. Verschiedene Gewürze; bey deren Einkauf
und Gebrauch Vorsicht nöthig ist.
174. Zulchen muß Lehrgeld geben, oder, die ver-
schimmelten Pfäumen.
175. Erkenntnißprüfung über allgemeine Reli-
gionswahrheiten.
176. Ein Kiemslied.
177. Wäschtasel.
178. Das Einmal Eins.
-



Erste Abtheilung.

I. Die Schule.

Als Mariechen sieben Jahr alt war, hielt es der Vater für gut, sie in die Schule zu bringen, besonders da er wußte, daß der Lehrer der Mädchenschule fleißig war, und seine anvertrauten Kinder väterlich behandelte. Er rufte sie deshalb den Abend vorher, als er aus seiner Werkstatt kam, zu sich, und redete sie so an: „Liebes Kind! „du wirst nun immer größer, mußt also auch „immer mehr Gutes lernen, damit wir, deine „Ältern und andere Menschen uns einmal über „dich freuen können, wenn es dir wohlgeht. „Gern wollt' ich selbst dein Lehrer seyn, aber du „siehst es wohl, daß mir bey meinen täglichen „Geschäften wenig Zeit dazu übrig bleibt. Ich „will dich also morgen in die Schule bringen.“ Das Kind fing an zu zittern und zu weinen bey diesen Worten. — Der Vater aber fuhr fort und sagte: „Du kennest ja den guten Mann, der „sich am verwichnen Sonntage so freundlich mit „dir abgab, der soll dein Lehrer seyn. Er wird „dich recht viel Gutes lehren, wenn du folgsam, „fleißig und aufmerksam bist. Wie werde ich „mich dann freuen, wenn ich sehe, daß du täg-
Mädchen Spiegel. I „lich

„lich immer mehr lernest, and wie lieb wird
„dich deine Mutter haben, wenn dir das Stricken,
„Nähen u. dgl., wozu du nun auch in der Schule
„Anweisung bekömmst, immer besser von statten
„geht! An nöthigen Büchern und Schreibmate-
„rialien soll es dir auch nicht fehlen. Ich will
„von meinem Verdienste wöchentlich einige Gros-
„schen zu Büchern, Papier, Federn, Dinte,
„Bleystift u. dgl. für dich zurücklegen.“ „Be-
„komme ich denn auch Schläge in der Schule?“
fragte das Kind. „Sittsame, artige und flei-
„sige Kinder, erwiederte der Vater, werden in
„der Schule nicht gestraft, noch weniger bekom-
„men sie Schläge. Denn warum sollte der Leh-
„rer ein Kind strafen oder gar schlagen, wenn
„es nichts Böses begangen hat? Nur widere-
„spännsige Kinder, die auf gute Worte nicht ach-
„ten, oder sonst ein Verbrechen begangen ha-
„ben, werden mit der Ruthe oder mit dem
„Stocke bestrast, und das ist ein feltner Fall.“
Nun verschwand auf einmal alle Furcht bey dem
Kinde. Es ging den folgenden Morgen mit
Freuden in die Schule, und versäumte über das
viele Gute, das es täglich lernte, keine einzige
Stunde, noch weniger ganze Tage, wie andre
Kinder zu ihrem größten Schaden zu thun ge-
wohnt waren.

Wollen Mädchen gerne viel Gutes lernen,
so müssen sie die Schule fleißig besuchen.

2. Das aufrichtige Kind.

Sophie war aufrichtig und offenherzig gesinnt. Wenn sie etwas nicht wußte, weil sie nicht recht Licht gegeben hatte, so gestand sie es dem Lehrer gleich, und sprach: „Ich habe nicht recht Licht gegeben, aber ich will mich bessern, ich bitte, sagen Sie mir es noch einmal.“ Wenn sie sonst worin gefehlt hatte, und es ihr von ihren Ältern verwiesen wurde; so beehrte sie sich nicht zu entschuldigen, oder ihren Fehler zu verkleinern, sondern sie sprach: „Ich habe gefehlt, und verdiene Strafe, will sie auch leiden, aber werdet mir nur nachher wieder gut, liebe Ältern, denn das betrübt mich am meisten, daß ich eure Liebe entbehren soll.“

Mit solchen Gesinnungen gefällt man Gott und Menschen wohl. 1 Chron. 30, 17. Spr. Sal. 2, 7.

3. Wie gut ist es, wenn man was Nützlichs gelernt hat.

Friederike gab, als sie noch jung war, fleißig Licht, wie ihre Base die Seidenraupen abwartete, und lernte das Haspeln der Seide sehr gut. In ihrem dreyßigsten Jahre bekam sie einen Schaden durch einen schlimmen Fall auf der Treppe, der sie an der schweren Hausarbeit hinderte. Nun würde es ihr schlecht gegangen

seyn, wenn sie sonst nichts gelernt hätte. Aber weil sie mit den Seidenraupen gut umzugehen wußte, so nahm sie ein Fabrikant, der den Seidenbau sehr stark trieb, in sein Haus, und sie hatte bis an ihren Tod daselbst ihren Unterhalt.

Achte keine Kunst geringe!

Oftmals haben solche Dinge,

Denen mans nicht zugetraut,

Unser ganzes Glück gebaut.

4. Der kleine Dieb.

Das kleine Mädchen hatte oft seinen Ältern und Geschwistern Kleinigkeiten an Schwaaren und andern Sachen weggenommen. Als sie endlich ihre Mutter darüber betraf, sagte sie es dem Vater, und sie wurden eins, deswegen das böse Kind hart zu züchtigen. Da Mädchen nun sehr weinte, und vorwenden wollte: sie hätte ja nur eine Kleinigkeit weggenommen; so sagte der verständige Vater: „Eben darum straf ich dich hart, daß du nicht bey Kleinigkeiten lernest Dinge von größerm Werthe stehlen, und endlich unter des Scharfrichters Händen sterben müßest. Denn wer oft nur einen Apfel stiehlt, nimmt dereinst auch Geld; wenn er dazu kommen kann. Ein andermal nimm nicht das Geringsste, ohne die Erlaubniß dessen, dem es gehört.“

Du sollst nicht stehlen. 3 B. Mos. 19, 11.

5. Die

5. Die nöthige Aufmerksamkeit.

Eine Magd sollte ihrem Herrn des Abends eine Flasche Halbbier aus dem Keller holen. Der Keller wurde mit einer Fallthür zugemacht. Beim Herausgehen ließ ihn die Magd offenstehen, und ging fort. Eine Stunde darauf führte sie der Weg über den Keller hin, um nach dem Feuer im Ofen zu sehen. Da stürzte sie hinein und zerbrach den linken Arm und den Rückgrat. Drey Tage darnach starb sie eines kläglichen Todes.

Durch Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit bringen sich viele Menschen um ihre Gesundheit und um ihr Leben.

6. Das wohlthätige Kind.

Ein Bettler sagte zu dem Kinde eines Tagelöhners, welches in jeder Hand ein Stück Brodt hatte: „Ach mich hungert gar sehr! Liebes Kind, gieb mir doch nur die Hälfte von dem kleinsten Stück Brodt, das du da hast! „ Und das Kind gab ihm das größte Stück ganz, und freuete sich, wie der arme Bettler das Brodt aufaß. Da sagte der Bettler: „Nun hast du mich armen, hungrigen Mann satt gemacht, Gott segne dich, dafür, du gutes Kind! „ Und als das Kind groß wurde, ging es ihm wohl, weil es fortfuhr, gegen Nothleidende sich so wohlthätig zu

beweisen, wie es gethan hatte, da es noch Kind war.

Gott belohnt durch weise Sündungen oft schon auf Erden Wohlthätigkeit und Menschenliebe.

7. Die kleine Mädscherin und Lügnerin.

Liese ward von ihrer Mutter in den Garten geschickt, um von einem niedrigen Kirschbaum etliche Kirschen für ihren kranken Bruder zur Erquickung zu holen. In diesem Jahre waren die Kirschen selten, und man hob sie bloß für die Kranken auf. Die Mutter hatte es daher Liesen verboten, nicht davon zu naschen. Als Liese wiederkam, fragte die Mutter darnach, und das Mädchen versicherte, es habe keine Kirschen gegessen. Als aber Liese den Mund aufthat, da war von den gegessenen Kirschen Mund und Zunge roth gefärbt, und die Mutter strafte sie wegen ihrer Lügen.

Wer die Wahrheit nicht sagt, um die ihn Aeltern, Lehrer und Obrigkeiten befragen, der lügt. Lügen aber, wie böse Thaten überhaupt, werden gemeiniglich, und nicht selten durch ganz unbedeutende Umstände, entdeckt, und wer gelogen hat, wird bestraft.

Ein

Ein junger Lügner, ein alter Dieb.

Gott läßt es den Lügnern nicht wohlgehn,
und hat einen Abscheu an den falschen Leuten.

Ps. 5, 7. Sir. 20, 26-28.

8. Der Hehler ist so strafbar, als der Stehler.

Negine saß in der Schule bey einem Mädchen, das sich das Stehlen angewöhnt hatte. Immer kamen den Kindern Bücher, Papier, Federn, Nadeln, Garn u. dgl. weg, die sie in der Schule brauchten. Niemand als Negine wußte, wer dergleichen Sachen entwendete. Sie verrieth aber ihre Nachbarin nicht, denn sie theilte alles, was sie den Kindern heimlich entwendete, mit ihr, oder verkaufte die Sachen, und ließ sie alsdann an dem gelöseten Gelde Theil nehmen.

Endlich aber entdeckte ein aufmerksames Mädchen die Dieberey, und sagte es dem Lehrer. Als nun dieser die Sache scharf untersuchte, so fand sich, daß Negine an allen bösen Streichen ihrer Nachbarin Antheil gehabt hatte. Sie bekam nun gleiche Strafe mit jener vom Lehrer, und beide mußten, so viel wie möglich war, alles wieder ersetzen, was sie ihren Mitschülerinnen diebischer Weise entwendet hatten.

Wäre kein Fehler, so wäre auch kein
Stehler.

Wer stehlen sieht, muß sich nicht scheuen
es anzuzeigen.

Wer da weiß, daß er etwas Gestohlnes
kauft, ist ein Gehülfe der Diebe.

Du sollst nicht stehlen!

9. Die Furchtsame.

Ein Schornsteinfeger ging einst spät zurück nach der Stadt. Ihm begegnete Zanne, die ihre Frau mit Butter und Käse nach der Stadt geschickt hatte. Als nun beide an der Ecke eines Busches zusammentrafen, da erschrak Zanne gewaltig, denn sie war von ihren unverständigen Ältern wenig zur Schule gehalten worden, und hatte daher von der Thorheit und Schädlichkeit des Aberglaubens, und daß es durchaus und überall keine Gespenster und Hexen gebe, nichts gehört. Sie warf also das Gefäß, worin sie Butter und Käse gehabt hatte, eilig weg, sprang und lief, so schnell sie konnte, über Graben und Zäune nach Hause. Der Schornsteinfeger, der ihrer Furcht spottete, nahm das Gefäß auf. Als ihre Hausfrau nach dem Gefäße fragte, so gab sie vor, sie hab' es bey jemanden in der Stadt aus Vergessenheit stehen gelassen. Sie hatte sich dabey so erhitzt und geängstet, daß sie ein Fieber bekam, woran sie beynabe gestorben wäre. Sie blieb beständig dabey, sie hätte ein schwarzes Gespenst gesehen. Nach einiger Zeit schickte des Schornstein-

Steinfegers Herr der Frau das Gefäß wieder. Die Geschichte kam an den Tag, und Same ward von Kindern und Alten verlacht, und ihrer kindischen Furcht wegen verachtet.

Furcht ist beständig bey Unwissenheit und Aberglauben. Weisb. 17, 6. 12. 13.

10. Der Nachtwächter.

Ein kleines Mädchen, welches des Nachts einmal nicht gut schlafen konnte, weil es des Abends, nachdem es viel und vielerley untereinander gegessen hatte, und gleich hinter dem Essen her zu Bette gegangen war, fragte des Morgens seine Mutter, was das für ein Mann wäre, der in der vergangenen Nacht so laut auf der Straße gerufen hätte? „Der Mann, antwortete die Mutter, muß wachen, wenn andre Leute in ihren Betten liegen und schlafen.“ Warum schläft er denn nicht auch? fragte das Mädchen weiter. Er darf nicht schlafen, war die Antwort, weil sonst leicht böse Leute des Nachts in unsre Häuser kommen und uns bestehlen könnten. Und könnte denn nicht auch Feuer auskommen? Müßten da nicht die Leute in den Betten verbrennen, wenn niemand von der Obrigkeit dazu verordnet wäre, daß er des Nachts Wache hielte? So ist ja wohl, sagte das Mädchen, der Nachtwächter auch ein nützlicher und unentbehr-

licher Mann? Ja wohl, antwortete die Mutter, denn er wacht des Nachts, damit wir ruhig schlafen könnten.

Verachte keinen Stand, und schätze kein Geschäft geringe, das dem Menschen nützlich ist. Str. 11, 2. 3.

11. Das Vogelnest.

„Warum, fragte Sannchen ihren Vater, sind
 „gen denn bey unserm Dorfe nicht auch so viele
 „Vögel, wie bey jenem, wo mein Vetter Zeina
 „rich lebt?“

Daran, antwortete der Vater, sind die bösen Knaben schuld, welche alle Vogelnester um das ganze Dorf her ausnehmen, die Alten beym Neste fangen, und dann die Vögel so lange quälen, bis sie todt sind. Dadurch gewöhnen sich alle Vögel von dieser Gegend weg, und fliegen in jene, wo die Ältern sich vereinigt haben, es ihren Knaben zu verbieten, keine Vogelnester auszunehmen, damit alles im Frühjahr durch den Gesang der Vögel erfreuet würde, und die Bäume ihre grünen Blätter behielten, welche bey uns von den vielen Raupen und Würmern ganz abgefressen und Obst zu tragen gehindert werden. Denn alles ist von Gott mit großer Weisheit zum Nutzen eingerichtet. Die kleinen Vögel singen schön und verzehren für sich und ihre Jungen sehr viele Raupen
 und

und Würmer, welche den Baum- und Gartensfrüchten schädlich sind.

Brauchen soll der Mensch die Thiere, Gott erlaubt es ihm, und wenn ihm ihr Tod mehr nützt als ihr Leben, so darf er sie auch tödren, aber quälen muß er sie nie, auch nicht aus Muthwillen tödren.

12. Das Bild oder der Schein betrügt.

Lottchen sah in einem Teiche bey stillem Wetter das leuchtende Bild der Sonne. „Vater, rufte sie, kommt geschwinde in den Garten, es ist ein großes Feuer im Teiche!“, Der Vater lachte, und ging mit ihr hin. „Seht ihr nicht, Vater, wie es da brennt?“, rief Lottchen. „Ich seh es wol, mein Kind, sprach der Vater, aber es ist das Bild der über uns stehenden Sonne, welche sich im Wasser spiegelt. Doch ich will dich überzeugen, daß es kein Feuer ist.“ Darauf nahm er eine lange Stange, und hielt sie eine Weile in den Widerschein der Sonne; und als er sie herauszog, da mußte Lottchen sie anfassen und fand sie naß und kalt. Als sie zurückgingen, da wunderte sich Lottchen, wie es so feurig hätte aussehen können, da es doch kein Feuer wäre! „Mein Kind, antwortete der Vater, das Bild der Sonne ist nicht die Sonne selbst, dein Bild im Spiegel bist du nicht selbst, denn

zwei

zwischen dem Bilde und dem Abgebildeten ist ein großer Unterschied. Das Bild ist nicht die Sache selbst, der es ähnlich sieht. Der Schein betriegt oft, und darum brauchst du den Unterricht erfahrner Leute, damit du lernest, nicht gleich einem jeden Anschein zu trauen, sondern durch den Verstand die Dinge zu prüfen.

13. Die kleine Lehrenleserin.

Ein kleines armes Mädchen begegnete in der Erndte ihrem Lehrer mit einem großen Bündel Ähren, die sie im Felde aufgelesen hatte. „Hast du, fragte er sie, diese Ähren alle selbst aufgelesen?“, „Ja, lieber Lehrer, gab sie zur Antwort, alle selbst!“, „Doch nicht auf eine unerlaubte, diebische Weise?“, „Gott behüte mich! unrecht Gut gedeiht ja nicht, wie Sie uns in der Schule gelehrt und bewiesen haben.“ „Bist du lange im Felde gewesen?“, „Kaum vier Stunden, aber ich habe mich auch nicht umgesehen.“ „Und warum bist du denn so fleißig gewesen?“, „Um mich einmal recht thätig dankbar gegen meine lieben Ältern zu beweisen; meine Mutter hat ja so viel Mühe und Arbeit mit mir gehabt, eh ich so groß geworden bin, und mein Vater giebt mir alle Tage von seinem Brodte, das er sich so sauer verdienen muß.“ „Gott segne dich, liebes Kind! antwortete der Lehrer, bleib

bleib bey diesen guten Gefinnungen, so wirst du dich, so lange du lebest, wohl befinden. „

Auch kleine Kinder können oft schon durch die That den Aeltern ihre Dankbarkeit beweisen.

14. Das arme Kindermädchen.

Ein armes Mädchen, das bey fremden Leuten die Kinder warten mußte, saß und weinte. Da fragte die Frau im Hause: warum weinest du? Fehlt dir etwas? „Ach, sagte das Mädchen, „wenn ich daran gedanke, was aus mir werden „wird, dann muß ich wol weinen! Die andern „Kinder gehen in die Schule und lernen viel „Gutes, und ich wachse auf wie Unkraut. Ich „selbst habe nichts, um das Schulgeld zu bezahlen, denn ich muß ums Brodt dienen, und „bleibe also ungeschickt. Wer wird mich in „Dienst nehmen wollen, wenn er geschicktere „Leute bekommen kann! Ich wollte gern die „Nacht arbeiten, wenn ich nur in die Schule „gehen und was lernen dürfte! „ Da ward die Frau gerührt, und dachte: Ich will mich dieses armen Mädchens erbarmen; Gott will, daß wir Mitleiden mit den Armen haben sollen, und jemand was Gutes lernen lassen, ist die größte Wohlthat, die man ihm erzeigen kann. Sie schickte von der Zeit an das arme Kind alle Tage etliche Stunden in die Schule, und je mehr Gutes

tes das Mädchen lernte, je treuer und fleißiger arbeitete es.

Erbarme dich nicht allein deiner eigenen, sondern auch fremder Kinder. Spr. Salom. 19, 17.

15. Die Apfelkerne.

Die kleine Marie hatte einen Apfel gegessen, und wollte so eben auch sechs Kerne desselben essen. Da kam ihr älterer Bruder Fritz aus der Schule und sprach zu ihr: „Schwesterchen, wenn du wüßtest, was ich weiß, du äßest gewiß die Kerne nicht mit!“

Mar. Nun, was weißt du denn?

Fritz. Unser Lehrer spricht, wenn man die Kerne im Herbst in die Erde steckt, so kann aus jedem Kern mit der Zeit ein Baum werden, der viel schöne, schmackhafte und gesunde Früchte trägt.

Da gingen sie in den Garten, und steckten die Kerne in einen abgelegenen Winkel. In wenigen Jahren kamen sie in die Höhe und wurden Stämmchen. Da reinigten sie die Kinder von Wasser sprossen und banden sie an Stöcke, daß sie gerade wüchsen. Fritz lernte indessen Pfropfen, Oculliren und Copuliren. Nun hat er einen Gärtner um etliche Pfropfreiser, und diese setzte er auf die Stämmchen. Mit der Zeit wurden daraus Bäume, und als Fritz und Marie größer
wur.

wurden, erndteten sie von ihren sechs Apfelbäumen fast jährlich viele Körbe voll schöner Früchte. Als sie nun einst die Äpfel pflückten, da sagte Fritz zu Marien: „Ey wars nicht gut, daß du die Kerne damals nicht aufsahest? „ Ja wohl, erwiederte Marie, „ aber wie gut war es auch, daß du in die Schule gingst, und solche gute Sachen lerntest! „

Ein guter Rath ist Geldes werth.

Nichte nichts geringe, das nützlich ist.

16. Von Spielen und Vergnügungen.

Als Rosette, Julchen, Sophie, Louise, Marie und Jacobine Kinder waren, da spielten sie nach der Schule, wenn schönes Wetter einfiel, manche Stunde. Entweder eine sang und die andern tanzten, oder sie sangen alle unter dem Schatten eines grünen Baumes ihre Kinderlieder. Wenn sie Kirnse feierten, so tanzten sie zwar um ihren mit schönen Bändern geschmückten Baum herum, aber man hörte bey ihrem Tanze die unsinnigen und anstößigen Liederchen nicht, die andere Kinder zu singen pflegten. Sie baten vielmehr ihren Lehrer um bessere, wozu er ihnen auch gerne verhalf. Die Beste und Fleißigste unter ihnen war bey solchen Feyerlichkeiten ihre Königin; sie schmückten sie mit Kränzen von Feldblumen, kleideten sie auch wol, wenn es eben ein

armes

armes Mädchen betraf. Niemals schimpften oder zankten sie sich im Ernste untereinander. Keine tadelte auch die andere, oder beneidete ihren Anzug. Zu Hause entblößte oder kleidete sich Feine von diesen Mädchen in Gegenwart ihrer Brüder aus und an; und wenn sie sich über den ganzen Körper hin waschen wollten, welches ihnen der Lehrer ihrer Gesundheit wegen sehr empfohlen hatte, so thaten sie es an einem verborgenen Orte. Und so blieben sie vergnügt und gesund, und alle Leute freueten sich, wenn sie der unschuldigen Fröhlichkeit dieser guten Kinder zusehen konnten.

Unschuldige Freude ist allen Menschen erlaubt; nur unwürdige und freche Lustigkeit ist verboten.

Es ist Weisheit, Vergnügungen und Erholungen des Gemüths zu suchen, um desto gesünder und munterer die eigentlichen Geschäfte treiben zu können; aber es ist Thorheit, sich beständig vergnügen und erholen zu wollen, ob man gleich nicht gearbeitet hat.

Sey auch in der Wahl deiner Vergnügungen weise, so kannst du dich jederzeit freuen.

17. Das Gewitter.

Furchtsam war mit seines Bruders Tochter, die bey ihm lebte, einst in den Wald gegangen, um eine Bürde Holz zu holen. Da kam ein Gewitter mit starken Blitzen und Donnerschlägen. Furchtsam sagte: Komm Mädchen, laß uns laufen, dort steht ein hohler Baum, darin wollen wir uns vor dem Gewitter verbergen! Mir wird ganz angst bey dem Donner und Blitze. „Better, antwortete das Mädchen, ihr wißt, daß ich euch in allen Stücken gern gehorche, aber vergeßt mirs, wenn ich euch in gegenwärtigem Falle nicht folge. Unter Bäume zu treten, die oben dürre Zacken haben, wie dieser hat, soll, wie uns unser Schullehrer gesagt und bewiesen hat, nicht gut seyn bey einem Gewitter, denn der Blitz fährt gern an solchen Bäumen herunter. Das Gewitter ist eine Wohlthat Gottes, es erschüttert die Erde, macht durch warmen Regen das Land fruchtbar, und reiniget die Luft. Wenn wir auch naß werden, unser Zeug wird bald wieder trocken, und unter freyem Himmel ist weniger Gefahr, als in dem hohlen Baum. Oder glaubt ihr denn wol, guter Better, wenn Gott unsern Tod beschlossen hätte, daß wir ihn dann durch den hohlen Baum abhalten würden?“, Furchtsam ließ sich durch die Unerbrochenheit des Mädchens, welche auf vernünftige Gedanken gegründet war, bewegen, und blieb mit ihm Mädchen Spiegel. B stehen,

stehen, wo sie eben standen. Als sie noch redeten, siehe da schlug der Blitz in den hohlen Baum, worin sich Furchtsam verbergen wollte. Da fiel Furchtsam, als er sich vom Schrecken erholt hatte, dem Mädchen um den Hals und dankte ihm. „Liebe Tochter, du hast mir jetzt mein Leben gerettet!“, rief er. „Nur halb, sprach das Mädchen, Gott und meinem Lehrer, der mir die Gefahr zuerst beschrieben hat, gebührt die andre Hälfte.“ „Du hast recht, meine Tochter, antwortete er, von solchen Dingen wurde uns in meiner Jugend nichts gesagt, und wie hätten wir es hernach lernen können!“,

Furcht vermehret allemal die Gefahr. Der Furchtsame leidet doppelt, nemlich von wirklichen und eingebildeten Gefahren; und weiß sich für Angst nicht zu helfen, wenn auch noch Rettungsmittel für ihn da wären.

Suche du Gelegenheit, ältere Leute, als du bist, eines bessern zu belehren, so thue es mit der größten Bescheidenheit. 1 Tim. 5, 1.

18. Die Mutter und das Kind.

Ein Gespräch.

Die kleine Wilhelmine bat ihre Mutter um Brodt, und das gab zu folgendem Gespräche Anlaß.

M. Ja, mein Kind, ich will dir's geben, aber weißt du auch wol, wovon das Brodt herkömmt?

W.

W. Sie hat es gebacken, liebe Mutter.

M. Ja, ich nahm Mehl und Wasser, rührte es, säuerte mit Sauerteig, daß es aufging, und knetete den Teig; alsdann war Holz nöthig, den Backofen zu heizen, und als dieser gehörig warm war, da buck ich den Teig, und es ward eßbares und gesundes Brodt. Sieh, liebes Kind, so viel gehört dazu, damit aus Mehl Brodt wird. Aber wo kommt denn das Mehl her?

W. Aus Korn; der Müller mahlt es auf der Mühle.

M. Aber das Korn?

W. Das wächst aus der Erde. Barthel hat es gesäet.

M. Nicht allein gesäet, sondern er hat erst das Land gepflügt, gedüngt und dann den Saamen hineingesäet und ihn untergepflügt, oder eingeegget. Ist aber nun alles geschehen, gutes Mädchen?

W. Nein, liebe Mutter, mein Vater ließ das Korn mähen, harken, binden, in die Scheune bringen und ausdreschen.

M. Ganz recht, der Saame geht durch viele Menschenhände, eh' er zu Brodt wird. Aber wer hat es denn gemacht, daß der Saame aufging und fortwuchs? Wer gab dazu Thau und Regen? Wer ließ die Sonne scheinen, damit das Korn reif werden konnte? Wer gab Gesundheit und Sicherheit zu unsrer Arbeit? Wer beschützte unser Haus und Feld vor verderblichem

Wetter? Dieses alles könnte weder dein Vater, noch sonst irgend ein Mensch. Aber sieh, mein Kind, alle Menschen haben einen großen unsichtbaren Vater, der sie sehr lieb hat, und für sie forget. Gott ist sein Name. Dieser Gott, oder dieser unsichtbare Vater, thut zu unserm Besten, was wir Menschen nicht thun können, weil wir zu schwach dazu sind. Unser Leben, und alles Gute, was wir haben, das haben wir von ihm. Auch dieses Brodt hättest du nicht, wenn Gott nicht wäre. Er verlangt von uns für alle diese Wohlthaten nichts, als daß wir ihn durch Gehorsam ehren, lieben und uns über ihn freuen sollen. Wenn du willst, will ich dir künftig noch mehr von Gott erzählen. Erwinnere mich daran.

W. Gern will ich das thun, liebe Mutter.

Sir. 43, 37. Ps. 65, 10. 11.

19. Die beiden Schulmädchen.

Zwei Schulmädchen fragten einander, was sie für ein Spiel spielen wollten. Dorchchen, die die Älteste, aber nicht die Klügste war, sprach: „Komm mit mir in die Scheune, wir wollen auf dem Seile schaukeln.“ Die kleine Lotte war klüger und sagte: „Dorchchen, das wag ich nicht. Das Seil könnte zerreißen, und wir könnten uns unglücklich machen. Unser Lehrer hat uns ja auch dies Spiel besonders gefährlich und für Mädchen unschicklich beschrieben.“ Dorchchen setzte sich aber

gleich:

gleichwol darauf. Als sie aber einigemal sich hin und her geschaukelt hatte, da riß das Seil ab, sie kam zu Schaden, und mußte viele Wochen lang für ihre Verwegenheit büßen.

Dorchen war nun zwar auch belehrt, aber durch Schaden. Lottchen hingegen wurde, durch verständiges Nachdenken, welches doch weit besser ist, vor Schaden behütet. Sir. 6, 18. 33.

Thu niemals was, das dich hernach gereuen kann,

Denk an das bitter Wort: ach hät' ichs nicht gethan!

20. Die Geschickte.

Sophie hatte in der Jugend gelernt, mancherley Weiberarbeiten zu machen, und wenn in langen Winterabenden die andern jungen Mädchen mit Schlafen, Müßiggang und Pfänderspielen die Zeit verdarben, so saß Sophie und zeichnete Blumen, oder machte allerley Figuren aus Wachs, Seide, Federn, Glittern u. dgl. Auch Stroheckel und Pappenkästchen konnte sie verfertigen. Es hatte auch alles ein Geschicke, was sie verfertigte, und man konnte es öfters sehr gut brauchen. Als sie nun groß wurde, verdiente sie sich manchen Groschen mit ihren Winterarbeiten, und als sie Hausfrau wurde, ersparte sie viel Geld, weil sie sehr viele Sachen, die sie bey Tische, zur

Kleidung und im Haushalte brauchte, selbst machen konnte.

Wer etwas kann, denn hält man werth;
Den Ungeschickten niemand begehrt.

Sir. 10, 28.

21. Das thörichte Kind.

In einem gewissen Orte herrschte eine Krankheit unter den Kindern. Unter andern wurde ein Kind plötzlich sehr krank. Die Ältern schickten gleich nach dem Arzte. Dieser kam, und brachte Arznei mit, von derselben Art, als er schon bey vielen Kranken mit Nutzen gebraucht hatte. Denn alle, die sie zur rechten Zeit eingenommen hatten, waren besser geworden. Dieses kranke Kind aber wollte durchaus nicht einnehmen. Die Ältern fragten das Kind, ob es denn nicht wünschte wieder gesund zu werden? O ja, antwortete es, ich wünsche recht bald wieder gesund zu werden. Nun, erwiederte der Vater, so mußt du auch die Arzneimitteln brauchen und einnehmen, damit du wieder gesund werden könntest. Aber das Kind blieb bey seinem Eigensinn. Es wollte gern gesund werden, aber doch auch keine Arznei, die die Krankheit hebt, einnehmen. In wenig Tagen mußte das Kind sterben. In den letzten Stunden nahm es gern ein, aber da war es zu spät, denn die Krankheit hatte zu sehr zugenommen. Sir. 38, 4.

In

In Krankheit hilft Geduld; des weisen
 Arztes Rath;
 Thu gern was er verlangt, und ruf ihn
 nicht zu spat.

22. Das zur Ordnung gewöhnte Kind.

Wilhelmine war in ihrer zarten Kindheit schon von ihren verständigen Ältern zur Ordnung gewöhnt worden. Beym Auskleiden mußte sie ihre Kleiderchen selbst in ein Lädchen legen, und des Morgens auch alles wieder selbst herbeytragen, was zum Ankleiden nöthig war. Wie sie einige Jahre alt war, half ihr die Mutter bloß bey an- und ausziehen. Auf die Straße, oder sonst wohin durfte sie nicht eher gehen, bis sie alle ihre Spielsachen wieder an den angewiesenen Ort gelegt hatte. Essen durfte sie auch nicht, wenn sie wollte. Der Vater hatte gewisse Tageszeiten dazu festgesetzt. Mit dem Anfange des siebenten Jahres fing die Mutter an, ihr die Stunden in Spiel und Arbeit einzutheilen. Alle Nachmittage wurden ihr die Haare durchkämmt, und — wenns nöthig war, gereinigt. Der Vater spaltete täglich einige Scheiter Holz, und Wilhelmine mußte das gespaltene Holz alsdann in die Küche tragen. Er machte ihr auch einen Nährahmen, und die Mutter zog ihr täglich eine Linie, die mußte sie mit Zwirn von allerley Farben übernähen, und auf diese Weise lernte sie bald ohne Linie gerade

nähen. So gewöhnte sie sich immer mehr und mehr an Ordnung, an Fleiß und nützliche Anwendung der Zeit, und entging dadurch allen den Uebeln, welche aus Unordnung, Trägheit und Langeweile gemeinlich zu entstehen pflegen. Wo sie gestern etwas hinsetzte, oder legte, da fand sie es heute wieder, brauchte also nicht lange zu suchen und sich zu versäumen. Sie blieb gesund, weil sie ordentlich und arbeitsam war; sie machte sich durch ihr ordentliches Wesen bey jedermann beliebt, und wie sie zur Jungfrau herangewachsen war, nahm sie ein Ordnungliebender Jüngling zur Frau, mit dem sie im ganzen Dorfe fast am glücklichsten lebte.

Ordnung erhält Länder, Städte, Familien, ja die ganze Welt, denn Gott regiert diese selbst nach der größten Ordnung.

23. Aehnlich und Unähnlich.

Ein Gespräch.

Hast du auch was aus der Schule behalten, sprach ein Vater zu seiner Tochter, und was hast du behalten? Erzähle mirs doch wieder.

Tochter. Unser Lehrer hat uns gesagt, wie man es machen müsse, wenn man vergleichen will.

V. Was heißt denn vergleichen? und wie vergleicht man denn?

T.

T. Vergleichen heißt, zwei und mehrere Dinge gegen einander halten, um zu erfahren, worin sie mit einander übereinkommen, d. h. sich ähnlich, oder worin sie von einander abgehen, und sich unterscheiden, d. h. sich nicht oder unähnlich sind.

V. Und wie unterscheidet man?

T. Wenn man zusieht, worin die Sachen, die man unterscheiden will, unähnlich sind.

V. Führe einmal von beiden ein Exempel an.

T. Meine Schwester Rebekka und ich sind beide Töchter unsrer lieben Ältern, darin sind wir uns gleich. Wir sehen uns auch ähnlich an Gesicht und Haaren; aber an Jahren, Größe, Stärke u. s. w. sind wir unterschieden.

V. Was nützt es denn dieses zu wissen?

T. Unser Lehrer sagte, wir lernten richtiger denken, und blieben vor dem Irthum verwahrt, alles zu verwirren und zu vermengen. Auch könnten uns verständige Leute dann eher bedeuten, und wir könnten vernehmlicher sprechen.

V. Dein Lehrer hat Recht. Aber hast du wol einmal gehört, wir sollen Gott ähnlich werden, wie geht denn dieses zu?

T. Ja Vater, das möchte ich doch auch gern wissen.

V. So wie du vorher von deiner Schwester Rebekka erzähltest, daß ihr euch in einigen Stücken ähnlich, in andern aber verschieden wäret; so ist dieses auch von Gott zu verstehen. So all-

mächtig, so herrlich, so weise, so allwissend wie Gott, oder ihm völlig gleich können wir nicht werden. Aber wir können so wie Gott das Gute lieben, und das Böse hassen, treu unsre Mitmenschen lieben, und ihnen nach unserm Vermögen Gutes erweisen; so verständig als möglich zu werden trachten, damit uns Gott recht glücklich machen könnte. Siehe, liebe Tochter, darinnen können wir Gott ähnlich werden. Und dazu hat uns unser Heiland Jesus Christus ein Vorbild gelassen, oder uns gezeigt, wie wir es machen müssen, um solche Gesinnungen, als er hatte, zu bekommen.

T. Ach wär ich doch so gesinnt, lieber Vater!

V. Sey ferner fleißig, liebes Kind, Gutes zu lernen, und willig, es zu thun, und stärke dich in diesem Vorsatz durch ein tägliches aufrichtiges Gebet zu Gott, dem Geber alles Guten.

Wenn es Aeltern giebt, die diesem Vater unähnlich sind; so ist's kein Wunder, daß ihre Kinder auch der Tochter nicht gleichen.

24. Die Zugvögel.

Ein Gespräch.

„Unsre Schwalbe ist wieder da, lieber Vater, sprach Zannchen, die Schwalbe, die immer an unserm Dache nistet, und ihre Jungen ausbrütet.“

V. Sahst du auch, wie gestern Abend die Mücken spielten?

Z. Ja; aber was hat denn das mit den Schwalben zu thun?

V. Sehr viel, denn die Mücken sind der Schwalben Nahrung.

Z. Auch unser Storch auf der Scheune ist schon gekommen.

V. So werden auch gewiß Frösche genug dasyn, und die Schlangen werden ihre Löcher in der Erde längst verlassen haben.

Z. Kommen denn alle Thiere nicht eher, als bis ihre Nahrung da ist?

V. Nicht eher; du weißt doch, daß es vielerley wilde Vögel giebt. Einige darunter leben von Körnern und Gewürmen zugleich, diese bleiben denn meist hier. Andere leben bloß von Gewürmen, und diese fliegen fast alle gegen den Winter von uns, und nach solchen Ländern hin, wo es wärmer bleibt, und also das Gewürm nicht nöthig hat, der Kälte wegen sich zu verfrischen. Wenige Arten derselben, wozu die Schwalben gehören, versenken sich in das Wasser, wenn ihre Nahrung im Herbst aufhört, und schlafen da den Winter hindurch.

Z. Diese Vögel kommen dann gewiß gegen den Frühling wieder, wenn sie merken, daß was zu essen für sie da ist?

V. Ja, wie du siehest, mein Kind! Wer mag aber die Thiere das wol gelehrt haben? Den Storch, daß er sein Nest, und die Schwalbe, daß

daß sie das Dach ihres freundlichen Wirths wieder findet?

Z. Das hat sie doch wol der liebe Gott gelehrt.

V. Recht, gutes Hännchen! Gott hat den Thieren so viel Gutes gegeben, wie sie als Thiere nur brauchten. Wenn du nun die Zugvögel wieder siehest, so denke allemal: Gott trägt die Speisen auf, ehe seine Gäste kommen. — Das muß ein lieber Gott seyn, der so für alles forget. Auch für die Menschen wird er gewiß ebenfalls gesorgt haben. Denn siehe, mein liebes Kind, auch für dich hatte er zuvor gesorgt, daß du Milch fandest, die dich nährte, da du bey deiner Geburt eber auch als ein fremder Gast ankamst, und keine andre Speise dich so gut nähren und erhalten konnte. Was meinst du wol, was du Gott für eine so große Wohlthat geben wolltest?

Z. Ich? — Ich habe nichts, das ich ihm geben kann, aber das will ich thun, ich will Gott recht lieb haben, und alles gern thun, was ihm wohlgefällig ist. 1. Joh. 4, 19.

25. Nahrung des Verstandes.

Ein Gespräch.

Tulchen sahe bey ihrem Vater ein Buch auf dem Tische liegen, das war betitelt: erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand.

Volz

Voller Verwunderung fragte sie den Vater: ob denn der Verstand auch Nahrung brauche?

V. Allerdings. Alles, was wachsen soll, muß seine Nahrung haben.

J. Womit nährt man denn den Verstand?

V. Ich will dir's sagen, beantworte mir erst folgende Frage: Mußt du nicht den Mund aufthun, wenn du deinen Körper nähren willst?

J. Ja wol, sonst könnt ich ja nichts hineinbringen.

V. Wenn du nun deinen Verstand nähren willst, was mußt du da wol thun?

J. Ohne Zweifel aufmerken, Achtung geben?

V. Merkst du nicht, wenn du aus der Schule gehst, daß es in deinem Kopfe anders geworden ist?

J. Ja wol! ich weiß allemal mehr wenn ich herauskomme, als da ich hineinging.

V. Siehst du, also hast du deinen Verstand genährt. Wenn du also Achtung giebst auf das, was du siehst, hörst oder fühlst; so lernst du immer mehr, wirst immer flüger, und dein Verstand wird genährt.

J. Nun verstehe ich, Vater, was das heißt, den Verstand nähren.

V. Ist denn aber alles gesund, was man in den Mund steckt?

J. Nein Vater, mir bekams neulich sehr übel, als ich bey meiner Pathe Milchbrey, Sauerkraut und hinterher gebackene Pflaumen
ge

gegessen hatte. Ich bekam Bauchgrimmen, daß ich auf keiner Stelle bleiben konnte.

IV. Sieh, liebes Kind, wenn der Mensch alles durcheinander lernt, so muß es in seinem Kopfe eben so verwirret aussehen, als in deinem Magen, wenn du süß und sauer durcheinander gegessen hast. Der Verfasser von diesem Buche hat also in seiner ersten Nahrung des gesunden Menschenverstandes das beschrieben, was der Mensch zuerst lernen muß.

V. Nun lieber Vater, ich will immer recht aufmerken, und täglich meinem Verstande neue und auch gesunde Nahrung zu verschaffen suchen.

VI. Dazu gebe Gott seinen Segen!

26. Die lange Tafel.

Ein Schullehrer, der wol wußte, daß man Kinder in der schönen offenen Natur eben so gut, und oft noch besser als in der Schule selbst unterrichten könne, sagte einmal beym Anfange der Erndte zu seinen Schulkindern: „Kinder, heute will ich euch einmal nebst vielen andern Sachen auch eine recht lange Tafel zeigen, an welcher nicht etwa nur einige hundert Menschen, nein, ganze Städte, und die ganze Schaar der Landleute mit allen Thieren, die bey ihnen leben, jährlich einmal reichlich gespeiset und gesättiget werden.“ Hierauf ging er mit seinen Kindern,
die

die voller Erwartung waren, auf einen hohen Berg, und ließ sie von da aus die schönen Weizenlangen Fruchtfelder übersehen. „Seht, sagte er, lieben Kinder, das ist die lange Tafel, welche unser guter Vater im Himmel alle Jahr für alle seine Geschöpfe deckt, und reichlich mit Speisern besetzt. Wir alle sind seine Gäste, uns alle, nebst den unzählbaren unvernünftigen Geschöpfen, sättiget er mit Wohlgefallen. Daß ihr ihn ja dankbar anbetet, den guten unsichtbaren Wohlthäter, so oft ihr künftig diese Tafel gedeckt seht!“, Die Kinder gingen gerührt vom Berge herab, und im Heruntergehen sagte eins von den Kindern: „Nun verstehe ich erst die Worte im Psalm recht: Aller Augen warten auf dich, Herr! und du giebest ihnen ihre Speise zu seiner Zeit, und sättigest alles was lebet, mit Wohlgefallen. Wie oft habe ich diese Worte schon vor Tische hergesagt, ohne sie verstanden zu haben!

Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden, die von Gott nichts wissen. —

27. Die Kleinigkeit.

Christine war leichtsinnig, und nahm nicht gerne gute Lehren an. Einst hatte sie an einem schwülen Tage mit andern Kindern blinde Kuh gespielt, und sich dabey sehr erhitzt. Im größten Schweiß lief sie in die Einfahrt und stellte sich

in

in die Zugluft. Ihre Mutter, die es gewahrt wurde, warnte sie vor der unausbleiblichen Verkältung, und befahl ihr in die Stube zu gehn. Christine aber meinte, das wäre eine Kleinigkeit für sie — sie könne alles vertragen, man müsse sich ja in der Jugend hart gewöhnen — Den Abend hatte sie aber schon den Schnupfen, und war so heiser, daß sie nicht laut reden konnte. Ihr verständiger Vater wollte sie nun viel warmen Fliederblumenthee trinken und früh zu Bette gehen lassen, damit durch die hergestellte Ausdünstung (denn Verkältung ist nichts anders als gehemmte Ausdünstung) die größere Gefahr vermieden würde. Christine aber sagte: sie könne unmöglich Thee trinken, sie hielte es auch nicht für nöthig, der Schnupfen wäre eine Kleinigkeit, und noch dazu gut — und mit dem Halse würde sich schon von selbst wieder geben, sie habe ja schon mehrmals einen schlimmen Hals gehabt, und damit lief sie aller Vorstellungen ihres Vaters ungeachtet noch bis an den späten Abend herum. Aber am andern Morgen war sie auf eine unruhige Nacht träge und hatte unleidliche Kopfschmerzen. Nachmittags trat mit einem Ekel am Essen das Fieber ein, der Hals ward entzündet, und am vierten Tage starb Christine an der Bräune, oder der Entzündung des Halses.

War nun die Verkältung noch eine Kleinigkeit? Sir. 31, 26. 37, 30.

28. Der Flachß.

Ein Gespräch.

Lehrer. Weißt du mir denn schon eine Pflanze zu nennen, meine Tochter, die für alle Menschen, vom Bettler bis zum Kaiser hinauf, unbeschreiblich nützlich, ja ganz unentbehrlich ist?

Dortchen. Meinen Sie etwa die Flachßpflanze, lieber Lehrer, die so häufig bey uns gebaut wird?

L. Getroffen! Was machen denn die Leute mit der Pflanze?

D. Sie bearbeiten sie so lange, bis das aus ihr wird, was man eigentlich Flachß nennt.

L. Ist aber wol die Bearbeitung dieser Pflanze das Werk eines einzigen Menschen?

D. O nein! da gehören gar viele Menschenhände dazu, wie ich schon vielmals bemerkt habe.

L. Du hast Recht; kein einziges Gewächs geht durch so viele Menschenhände als der Flachß. Erkenne hieraus zugleich, wie unentbehrlich uns die Hülfe unsrer Mitmenschen ist. — Wozu brauchen wir denn aber den Flachß?

D. Es wird Garn daraus gesponnen.

L. Und zwar allerley Garn, grobes, mittleres, feines und sehr feines Garn. Und aus dem Garn?

D. Da wird Zwiln zum nähen, und Tuch zu Hemden und allerley Kleidungsstücken fertigat.

Mädchenspiegel.

C

L.

L. Du wirst vermuthlich schon von Battist und Kammertuch gehört haben, welches auch aus sehr feinem flächsenen Garn gemacht wird. Was nimmt man denn aber zu Säcken und Saamentüchern?

D. Den Abgang von gutem Flachse, oder das Berg.

L. Und was macht denn der Seiler aus dem Berg?

D. Stricke.

L. Schön, daß du auf alles merkst. Es brauchen noch viele andere Menschen das Berg zu ihren Handtierungen. — Doch jetzt besinn' ich mich auf noch etwas ganz unentbehrliches, das aus der Leinwand verfertigt wird, was mag das wol seyn?

D. Gewiß das Papier?

L. Ja, das meinte ich. Aus den alten abgenutzten und zerrissenen Stücken der Leinwand, welche man Lumpen nennt, wird nemlich allerhand Papier auf der Papiermühle gemacht. — Sieh, wie gut es Gott mit uns meint! Er schuf so viele Thiere und Pflanzen, daß wir sie auf mancherley Art zu unserm Nutzen brauchen sollten. — Wie nennt man denn aber wol den Saamen von der Flachspflanze?

D. Leinsaamen; mein Vater hat viele kleine Säckchen voll auf dem Boden hängen, wovon er immer den ältesten nimmt, wenn er Lein bestelen will.

L.

L. Da handelst dein Vater sehr verständig; denn wer guten Glachs haben will, muß nicht blos seinen Acker fein zurechtmachen, und besonders Schlamm aufs Land führen, sondern auch auf alten Lein bedacht seyn. Wozu braucht denn aber deine Mutter den Lein?

D. Sie schlägt Öl daraus, welches sie beym Vieh und zum Brennen in der Lampe braucht.

L. Auch dem Menschen selbst leistet das Leinöl gute Dienste, z. B. bey Wunden und Geschwüren; der Mahler brauchts zu seinen Mahlereyen, und der Buchdrucker kocht seinen Druckfirniß davon.

Besinnest du dich auch noch auf das Mittel, guten Glachs zu machen, das uns neulich im Dorfsconvent bekant gemacht wurde?

D. O ja! es wurde gerathen, man solle den Glachs über Winter unter dem Schnee liegen lassen, da würde er mürbe und fein; das hat auch meine Mutter schon versucht, und wird künftig Frühjahr aus eigner Erfahrung sagen können, ob das Mittel gut ist, oder nicht.

L. Das freuet mich! Verständige Menschen lassen nichts unversucht, und bemühen sich, alles immer besser zu machen, wofür ihnen auch viele Freude und mannigfaltiger Vortheil zuwächst. Ahme ihr nach, wenn du größer wirst, und laß nichts unbesolgt, was verständige Leute dir rathen.

29. I. Lehrreiche Sentenzen für die
Anfänger im Lesen.

1.

Ein gutes Kind ist des Vaters Ehre, und der
Mutter Freude.

2.

Ehre deinen Vater von ganzem Herzen, und
vergiß nicht, wie sauer — du deiner Mutter
wirfst.

3.

Den Vater ehren, ist deine eigne Ehre, und
deine Mutter verachten, ist deine eigne Schande.

4.

Gesund und frisch seyn, ist besser den Gold,
und ein gesunder Leib ist besser, denn groß Gut.

5.

Was du willst, daß dir die Leute thun sollen,
das thue ihnen auch.

6.

Wer seine Zunge bewahret, ersparet sich viel
Angst.

7.

Glaube nicht gleich alles, denn man liget
auch auf die Leute.

8.

Gehe niemals müßig, so hast du niemals
Langeweile, und Langeweile macht Verdruß.

9.

9.

Halts mit Jederman freundlich, traue aber
unter Tausenden kaum Einem.

10.

Der Weise hat seine Zunge im Herzen, der
Narr aber, oder Unbedachtsame hat sein Herz
auf der Zunge.

11.

Dem kleinen Weilschen gleich, das im Ver-
borgnen blüht,
Seh immer fromm und gut, auch wenn dich
niemand sieht.

12.

Wer in die Dornen greift, verwundet sich die
Hand;
Was dir nicht schaden soll, prüf erstlich mit
Verstand.

13.

Kind, quäle nicht dein unvernünftig Thier!
Bedenk! Gott schuf es, und es nützet dir.

14.

Viel lieber bleibe arm auf Erden,
Eh du sollst reich durch Diebstahl werden.

15.

Kannst du was Gutes thun, so unterlaß es
nicht;
So viel du nur vermagst, so viel ist deine
Pflicht.

E 3

16.

16.

Wo Zank und Zwietracht ist, da stifte stets den
Frieden;
Statt Rache such den Feind durch Wohlthun zu
ermüden.

17.

Thu niemals was, das dich hernach gereuen kann,
Denk an das bitter Wort: „Ach hätt' ichs nicht
gethan!“

18.

Die Reu ist freylich gut nach der begangnen That;
Wohl aber dem, der gar nichts zu bereuen hat.

19.

Thu du nur deine Pflicht, was kümmert dich der
Morgen!
Der Gott, der dich erschuf, der wird dich auch
versorgen.

20.

Befleißige dich stets, mein Kind, der Reinlichkeit;
Rein sey Gesicht und Hand, und rein sey Wäsch
und Kleid.

21.

Geh aufrecht, laufe nicht, gaff nicht umher,
und sieh
Genau auf deinen Weg vor dir, so fällst du nie.

22.

Befleißige dich stets in allen deinen Mienen
Der Wohlansständigkeit, man schließt aufs Herz
von ihnen.

23.

23.

Es sey die nichts so sehr als Eigensinn verhaft,
Durch ihn wird man der Welt, und auch sich
selbst zur Last.

24.

Gieb auf dich Acht, und flieh des Pöbels grobe
Sitten!
Wer denkt und spricht, wie er, ist nirgends
wohl gelitten.

25.

Frag nicht, wie artig du, wie schön gepußt
du bist!
Die Schönste, Artigste ist, die die Frömmste ist.

26.

Hey Tische darfst du nie den weisen Spruch
vergessen:
Man ißt, damit man lebt, und lebt nicht, um
zu essen.

27.

In allem liebe ja die Ordnung, denn durch sie
Ersparrst du überall viel Zeit, Verdruß und Müß.

28.

Kömmt auch im Anfang dir die Arbeit sauer an,
Gedoppelt süße schmeckt die Ruh, ist sie gethan.

29.

Willst du, wie Pflicht befiehlt, Mensch, der Ge-
sundheit schonen,
So mußt du reinlich und in trocknen Zimmern
wohnen.

E 4

30.

30.

Vermeide große Hitze und Zugluft in dem Zimmer,
Und Kohlendampf; verschließ die Fenster auch
nicht immer.

31.

Wenn du aus großer Wärm schnell in die Kälte
gehst;
So wundre dich nur nicht, wenn Krankheit dir
zustoßt.

32.

Die Füße suche warm und trocken zu erhalten;
Weit sicherer kann der Kopf, als diese dir erkalten.

33.

Vermeide starken Schweiß, und hast du dich
erhitzt,
So denk: daß schneller Trunk oft tödtet, nie-
mals nützet.

34.

Vermeid des Kranken Kleid, und wär' er auch
dein Freund!
Es steckt dich heimlich an, oft eh du es gemeint.

35.

Brauch, was dir dienlich ist, im Trinken und
im Essen,
Und gleichwol mußt du hier die Maasze nicht
vergessen.

36.

Viel Fett, zu mancherley, viel Würze, heiße Kuchen
Sind schädlich, glaubst du's nicht, so kannst du
es versuchen.

37.

37.

Trink und is nicht zu heiß; kau jeden Bissen klein;
Trink Wasser; trinkst du Bier, muß es gegoh-
ren seyn.

38.

Nach starker Leidenschaft, nach Schrecken, Zorn
und Zank,
Gebrauche nie zu bald die Speisen und den Trank.

39.

Bewegung nußt gar sehr, doch vor und nach
dem Essen
Muß man besonders hier die Maasze nicht ver-
gessen.

40.

Wer über sieben Stunden schläft,
Wird faul zu jeglichem Geschäft.

30. II. Gelegenheits = Verse.

1.

Salz und Brodt
Macht die Backen roth;
Sparsam, nüchtern, mäßig seyn,
Giebt mehr Kraft als Leckereyn.
Wer sich schlecht gewöhnet hat,
Darbt nicht leicht, wird immer satt.

E 5

2.

2.

„Die Morgenstunde
 Hat Gold im Munde,“
 Ein weiser Spruch voll Kraft und Saft;
 Dann fühlt man wieder
 Durch alle Glieder
 Zur Arbeit Muth, zur Arbeit Kraft.

Die raschen Pferde,
 Die muntre Heerde
 Und aller Vögel Waldgeschrey;
 Der Lüfte Säuseln,
 Der Lerche Kräuseln,
 Dies alles ruft: herbey! herbey!

3.

Hübsch ordentlich, nicht liederlich
 Will ich als Mädchen seyn;
 Wenn ich erst groß bin, wird es mich
 Wahrhaftig nicht gereun.
 Wer alles um sich wirft und schmeißt,
 Nichts auf sich selber hält,
 Zeigt früh schon einen kleinen Geist,
 Und der beschimpft die Welt.

4.

Ein klein Versehn, ein Kinderstreich
 Hat oft aufs ganze Leben Folgen!
 Drum, liebe Mädchen, hütet euch
 Vor bösen Streichen, wie vor Dolchen,
 Damit ihr, wenn ihr größer seyd,
 Nicht euren Unverstand bereut!

5.

5.

Faule! Faule! ach zu spät
 Vereust du die verlohrnen Stunden
 Deines Frühlings! Wer nicht sät,
 Kann nicht volle Garben runden.
 Wenn ein Mädchen müßig geht,
 Stricken, Spinnen nicht versteht,
 Trotzig guten Rath verschmäht,
 Sich mit eitler Hoffnung bläht,
 Hat sie nicht viel Glück zu hoffen.

6.

Beginne nichts mit Unbedacht,
 Was Schaden bringen kann!
 Der Vorwitz wird oft ausgelacht,
 Er fängt nichts Kluges an;
 Und schlecht ist die Entschuldigung:
 Ich hab's nicht gern gethan.

31. Ein Morgenlied heym Anfange der Schule.

1.

Willkommen neuer Morgen
 Nach einer sanften Nacht!
 Wie sind ohn alle Sorgen
 Und munter aufgewacht.
 Der Schöpfer läßt uns noch
 Auf einer Erde wallen
 Wo seine Lieder schallen,
 Drum Schwestern, dankt ihm doch!

2.

2.

Du lieber Menschen-Vater,
 Dem Wohlthun Freude macht,
 Auch unser guter Vater
 Warst du in dieser Nacht!
 Du gabst uns sanfte Ruh;
 Du stärktest unsre Glieder
 Durch Schlaf, und weckst uns wieder,
 Du, guter Vater du!

3.

Wohlan! die neuen Kräfte,
 Des Geistes Heiterkeit,
 Und unser ganz Geschäfte
 Sey heute dir geweiht!
 Wir wollen fleißig seyn;
 Wir wollen weise leben,
 Und nach der Tugend streben,
 Und uns des Guten freun!

32. Lied eines Kindes, nach glücklich
 überstandnen Blattern.

So wandl' ich denn, du lieber Gott,
 Auf deiner Erde wieder,
 Seh wieder dieses Morgenroth
 Und hör der Vögel Lieder.
 Hab wieder einen frohen Muth,
 Seh frisch aus meinen Augen,
 Kann alle meine Glieder gut
 Wie ein Gesunder brauchen,

Die

Die liebe Sonne, ach sie lacht
 Mich an, ich bin entzückt!
 Sie ist vorbei, die lange Nacht,
 Wo ich dich nicht erblicket!

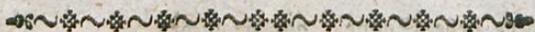
Da lag ich der Verwesung nah
 Auf meinem Krankenbettehen;
 Da jammert jeden, der mich sah,
 Das gute arme Mädchen.

Und dennoch — wie beglückt war ich
 Vor vielen andern Kindern!
 Man wartete, man pflegte mich,
 Um mir den Schmerz zu lindern.

Sie liegen so verlassen da
 Auf ihrem harten Bette:
 Bey mir war jedes, das mich sah,
 Geschäftig um die Bette.

Drum bring' ich dir jetzt meinen Dank,
 Gott, für mein neues Leben!
 Dich preist mein froher Lobgesang,
 Daß du mirs neu gegeben!

So oft mir deine Sonne lacht,
 Will ich dich Gott erheben!
 Und bis zu meiner letzten Nacht
 Dir Preis und Ehre geben.



Zweyte Abtheilung.

33. Die ungleichen Schwestern.

Karoline ehrte ihre Ältern, denn sie gehorchte ihnen, und hütete sich sorgfältig, ihnen Verdruß zu machen. Christel aber that was ihr gut dünkte, schlug alle guten Lehren ihrer Ältern und Lehrer in den Wind, und machte, weil sie unverständlich handelte, ihren Ältern manches Herzeleid.

Als sie beide groß wurden, bekam Karoline bald einen guten Herrn, bey dem sie Brodt hatte. Sie heirathete endlich einen frommen und fleißigen Mann, mit welchem sie vergnügt lebte.

Christel aber blieb grob, dumm und faul. Sie bekam daher immer den schlechtesten Herrn, und blieb auch nicht lange bey einem; denn kein guter Herr konnte sie leiden, oder mochte sie behalten. Als sie alt wurde, bettelte sie vor Karolinens Thür, und würde haben verschmacheten müssen, wenn sich die Obrigkeit ihres Orts ihrer nicht angenommen hätte.

Ehre Vater und Mutter, und gehorche
deinem Lehrer, auf daß dir wohlgehe!

Wer etwas kann, den hält man werth,
Den Ungeschickten niemand begehrt.

34. Die beschämte Ungezogene.

Albertine hörte nur zu oft, daß ihre Pathe den vorbegehenden Leuten schimpfliche und verächtliche Namen anhing. Sie that es nach, und brachte es nach und nach zu einer großen Fertigkeit. Aber sie wurde auch einmal ihrer Ungezogenheit wegen recht empfindlich beschämt. Sie begegnete einer alten Windmüllersfrau, die beladne Esel vor sich hertrieb. „Guten Morgen! guten Morgen! Eselsmutter!“, rufte sie ihr zu. „Schönen Dank! schönen Dank, meine Tochter!“, antwortete ihr diese. In welchem Worte liegt hier wol das Beschämende?

35. Die wohlthätige Arme.

Jacobine diente bey einer armen aber frommen Herrschaft, wo es bey der schlechten Zeit nicht stets vollauf gab. Doch murrte sie niemals deswegen, wie wol viele thun, sondern behalf sich, so gut sie konnte. Wenn sie die vielen Bettler sahe, die damals herumgingen, sprach sie oft bey sich selbst: „Wie glücklich bin ich in Vergleichung mit diesen! ich habe Dach und Fach, täglich warmes Essen und ein Bett. — Aber diese — Dabey aber ließ sie es nicht, sondern wendete auch öfters einen Theil ihres Lohns zur Unterstützung der Nothleidenden an, oder sprach Besittelte für sie an, und gab ihnen sonst guten Rath,

Auch

Auch Arme können und sollen gegen diejenigen, die noch hilfloser sind als sie, auf mancherley Art wohlthätig seyn.

36. Die gute Magd.

Christiane diente bey einer schlimmen Herrschaft, die ihren Diensthuten wenig zu essen, und beständig Scheltworte gab. Die vorigen Mägde waren alle bald wieder aus dem Dienste gelaufen, diese aber, ob sie gleich arm war, und ihrer Arbeitsamkeit wegen leicht einen andern Herrn hätte bekommen können, blieb, denn sie war fromm. Sie betete oft zu Gott, und sprach: Ach lieber Gott, lenke doch, wenn es dein Wille ist, das Herz meiner Brodtherrschaft zu mir, daß sie mir nicht so hart und lieblos begegnen! Aber vielleicht ist mir diese Trübsal nützlich, wer weiß, wie ich die guten Tage vertragen würde! Vielleicht würde ich frech und liederlich, wenn es mir zu wohl ginge. Du weißt am besten, Herr mein Gott! Schenke mir Geduld, und hilf mir, daß ich treu und fleißig sey, wenn es mir gleich schlecht vergolten wird. Du Herr wirst alles wohl machen, und zu seiner Zeit mir auch wieder Freude schenken.

Ein guter Knecht, den sein Herr zum Pächter auf seinem Garte gemacht hatte, kannte Christianens gute Aufführung, nahm sie zur Frau,
und

und lebte mit ihr lange vergnügt und in guten Umständen.

Gott kennt der Freude rechte Stunde,
Er weiß, wenn sie uns nützlich ist.

1 Petr. 2, 18.

37. Leckermaul.

Barbe war ein recht unverschämtes Leckermaul, und daran waren ihre Altern schuld, welche sie in der Jugend verzärtelt hatten. Sie aß dies und jenes nicht, und war fast allerwegen die Anstifterin häuslicher Unruhe und der Unzufriedenheit über das Essen bey dem übrigen Gesinde, so daß die Speisen, die wohl hätten können mit Dankfagung genossen werden, oft verachtet wurden und stehen blieben. Sie vermietete sich gar zu gern bey junge angehende Hausmütter; diesen schrieb sie, besonders wenn sie merkte, daß sie mit der Wirthschaft noch nicht gut umzugehen wußten, vor, was für Speisen sie auf den Tisch bringen sollten, und das waren gemeiniglich nur Leckerbissen. Ärgerte sich etwa die Hausfrau über ihr unanständiges Betragen, und brach gar in Schimpf- und Scheltwörter aus, da freuete sie sich, daß sie ihre Absicht erreicht, und sie in Zorn gebracht hatte. Am allerschlimmsten aber betrug sie sich, wenn sie merkte, daß sich eine Hausfrau vor ihr fürchtete, und kein Herz hatte, ein Wort zu ihren Ungezogenheiten

Mädchenpiegel.

D

zu

zu sagen, da hatte sie vollends gewonnen Spiel. Einst vermietete sie sich bey *Marien*. Gleich den dritten Tag nach dem Antritte ihres Dienstes ließ sie ihre Unzufriedenheit mit der vorgelegten Kost merken. *Marie* that, als ob sie es nicht bemerkte. Als sie aber gar den folgenden Tag so frech war, zu sagen: sie könne so etwas nicht essen, so stellte ihr *Marie*, die sich der guten Zubereitung der Kost bewußt war, freundlich und ohne in Hitze zu gerathen, ihre Unart ernstlich vor, und fragte sie unter andern, ob sie sich gegründete Hofnung machen könne, daß sie dereinst, wenn sie nicht mehr dienen würde, beständig so eine Kost haben werde? Da sie aber bald darauf ihren Versuch wiederholte, so erwiederte *Marie* in einem gesetzten Tone: ich werde um eurentwillen von meiner Einrichtung auch nicht im mindesten abgehen. Diese Worte stopften zwar *Barben* den Mund, aber sie besetzte sich nicht, weil die Begierde zu Leckerbissen zu tief bey ihr eingewurzelt war. Sie aß, was ihr gefiel, und ließ stehen, was sie nicht mochte. Dafür aber kaufte sie sich Semmel oder Kuchen, ging heimlich zu Leuten, die ihres Vortheils wegen das Gefinde in ihrer Unart bestärken, und ließ sich daselbst Kaffee machen, und verbrachte damit liebedlich ihren Lohn. Lange blieb sie, dieser schlechten Aufführung wegen, bey keiner Herrschaft. Endlich mußte sie nach Hause ziehen, weil sie niemand mehr haben wollte.

Nun

Nun kam eine Theurung, und Warbe, die sich in ihren Dienstjahren wegen ihrer Leckerey nichts hatte sparen können, mußte betteln gehen. Als sie nun einst vor die Thüre einer gewissen Herrschaft kam, deren Essen sie oft verachtet hatte, und mit vieler Mühe ein Stück schimmlicht Brodt erhielt, rief sie in einem kläglichen Tone aus: „Ach Gott! das hab' ich hier verdient! wie oft war mir damals sehr gutes Essen zu schlecht! wie oft hab' ich das Essen verachtet! Nun muß ich darben!“,

Spiegle dich an diesem Exempel!

38. Die fluge Wahl.

Ein fluger Mensch wollte heirathen, und kam in ein Haus, in welchem zwei Schwestern waren. Die eine war hübsch, pugte sich gern, und that nicht gern nützliche Arbeit. Die andere war fleißig, that alles im Hause, und beobachtete bey allem die größte Ordnung. Welche von beiden wird er wol geheirathet haben?

39. Die dankbare Tochter.

Als Köschen bey einer vornehmen Frau in der Stadt als Magd diente, gab sie sehr fleißig Acht, wie die verschiedenen Speisen in der Küche zubereitet würden, und lernte durch das bloße aufmerksame Zusehen kochen, sieden und braten.

Als nun die Köchin sich bey einer andern Herrschaft vermietete, nahm sie die Hausfrau ihrer Geschicklichkeit und Keinlichkeit wegen zur Köchin an. Wie sie nun bey diesem Dienste einen größern Lohn bekam, von Jugend auf aber sparsam sich zu leben gewöhnt hatte; so verbrauchte sie auch nicht alles von ihrem Lohne zu ihren Bedürfnissen, sondern erübrigte alle Jahr etwas davon. Da dachte sie nun an ihre armen Ältern, und schickte ihnen monatlich ein Gewisses an Gelde, davon sie sich ihr Brodt kaufen konnten. „Das ist die größte Freude für mich, sprach sie oft, wenn ich daran denke, daß meine Ältern durch mich ein ruhiges und sorgenfreyes Alter erleben, und daß ichs ihnen doch einigermaßen vergelten kann, was sie mir Gutes gethan haben! „

Sir. 3, 24. 7, 29. 30. Ehre deinen Vater von ganzem Herzen, und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter worden bist!

40. Die Zweiflerin.

Sabine war durch verschiedene unverschuldete Unglücksfälle, besonders aber durch einen geheimen Schaden an ihrem Körper, der ihr viel Geld gekostet hatte, so sehr zurück gekommen, daß sie sich selbst nicht mehr helfen konnte. Unter solchen Umständen hätte sie nun getrost andere Leute, und besonders ihre Obrigkeit um Unter-

Unterstützung ansprechen können, die ihr lieber würde geholfen haben als zehen andern, die durch ihre eigne Schuld arm geworden waren und nun von Almosen lebten. Es sollte es aber theils niemand erfahren, wie kümmerlich es ihr ginge, weil sie es für einen Schimpf hielt, Almosen zu nehmen, theils zweifelte sie, ob sich die Obrigkeit ihrer annehmen würde, weil sie ihr einmal einen Besuch abgeschlagen hatte, den sie ihr doch nicht hatte gewähren können. Da sie nun niemanden ihre Noth klagen, und weder selbst, noch durch andere die Obrigkeit von ihrem Unvermögen, sich selbst zu erhalten, benachrichtigen und um Beystand ersuchen wollte, so ersuhr auch niemand, wie hilfsbedürftig sie war, und mußte auf eine elende Weise ihr Leben zubringen und beschließen.

Mancher verläßt sich nur auf seine Obrigkeit, da er sich doch selbst noch helfen könnte. Mancher stellt sich ärmer und hilfsbedürftiger an, als er wirklich ist, und hintergeht damit seine Obrigkeit, und nimmt den wahren Armen die Wohlthaten weg. Kannst du nun wohl deine Obrigkeit darum verdanken, wenn sie dir nicht gleich hilft, wenn du es verlangst? Fordre deine Obrigkeit nicht zur Hülfe auf, wenn du dir selbst noch helfen kannst; dann aber, wenn du wirklich unvermögend bist, dir selbst zu helfen, trage auch kein Bedenken, sie aufrichtig und ehrerbietig um Hülfe anzusprechen.

41. Die Unerfättliche.

Katharine hatte die schlimme Gewohnheit an sich, daß sie beständig aß. Sie ging keinen Weg eher, bis sie ein Stück Brodt in der Tasche hatte, und nun mochte sie gehen oder stehen wo sie wollte, so käuete sie. In die Kirche konnte sie blos deswegen nicht gehen, weil es ihr unmöglich war, so lange als sie dauerte, ohne Speise zu bleiben. Ihren Lohn verthat sie blos mit Essen. Bey Tische war sie unerfättlich, nahm den Blöden und Entzaltfamen ihren Antheil vor dem Munde weg, worüber öfters Zänkerey unter den Tischgenossen entstand; es war auch eckelhaft mit ihr zu essen, weil sie beständig rülpsete. Wo sie etwas eßbares im Hause fand, das verzehrte sie, so daß man vor ihr alles mehr als vor Katzen und Hunden verwahren mußte. Aber ihrer Gefräßigkeit wegen konnte sie auch bey keiner Herrschaft lange bleiben. Endlich, als sie dieses häßlichen Fehlers wegen sich von jedermann verachtet und verlassen sahe, und täglich kaum so viel zu essen hatte, als der Mensch gewöhnlich zu essen pflegt; wurde sie vor Hunger krank, und kurz vor ihrem Ende rufte sie noch mit gebrochener Stimme aus: Ach! wenn mich doch — meine — Ältern — in der Jugend — gewöhnt hätten, ordentlich und zur gesetzten Zeit zu essen, so wär ich nicht in solchen Jammer gerathen!

Sir.

Sir. 37, 33. 34. Viel fressen macht krank,
und ein unersättlicher Greffer kriegt das Grim-
men. Viele haben sich zu Tode gefressen; wer
aber mäßig isst, der lebet desto länger.

Unmäßigkeit ist eine größere Sünde, als
man gemeinlich glaubt.

42. Die Ungebuldige.

Albertine war krank, und die Krankheit endigte
sich mit einem Ausschlage auf dem Kopfe. Der
verständige Arzt rieth ihr, sich vor Verkältung
zu hüten, und das Empfindliche des Ausschlages,
wodurch die Krankheit gehoben würde, geduldig
zu ertragen, ohne es durch Kratzen zu vermeh-
ren, oder durchs Schmieren zu vertreiben. Al-
bertine aber folgte dem Rathe des Arztes nicht;
sie verkältete und kratzte sich den ganzen Kopf
wund. Endlich da der Ausschlag gar kein Ende
nehmen wollte, so ließ sie sich auf Anrathen ei-
ner alten Frau den Kopf mit einer Salbe ein-
schmieren. Davon, und durch die oftmalige
Verkältung, trat der Ausschlag zurück, sie be-
kam eine auszehrende Krankheit, und mußte
unter großen Schmerzen sterben.

Ein Geduldiger ist besser denn ein Starker.
Spr. Sal. 16, 32.

Einige Krankheiten sind bloß empfindlich
und schmerzhaft, aber nicht gefährlich, sondern

vielmehr heissam. Und nur unter der Bedingung, sie geduldig zu ertragen, wird der Kranke völlig gesund.

43. Die ordentliche Kranke.

Marie hatte einstmals das Fieber von schlechter Verdauung. Wollt ihr nicht zu der weisen Frau schicken? sprach diese; oder zu dem Jahrmärktsdoktor? sprach jene unverständige Frau, die sie besuchte. Eine dritte brachte einen Mann ins Haus, der sich das Ansehen eines Arztes gab, aber weiter nichts that, als daß er alte verlegene Arzneien aus den Apotheken zu Gelde machte, und bloß ein Balsamträger war; — von diesem sollte Marie Bergöl kaufen und einnehmen. Endlich kam gar eine, die ihr rieth, sich von einem Scharfrichter oder von einem Hexenmeister das Fieber verschreiben zu lassen, und was dergleichen Thorheiten mehr waren. Aber Marie sagte: das alles thu ich nicht, meine Gesundheit ist mir lieber. Das Fieber könnte ich ja wol bald los werden, ich könnte aber auch nachher eine schlimmere Krankheit bekommen, als das Fieber selbst ist. Ich will den Prediger um Rath fragen, und was mir der sagen wird, das will ich thun. Dieser wies sie zu einem geschickten und ordentlichen Arzte, und für wenige Groschen Arznei ward die Ursach des Fiebers aus dem Leibe geschafft, und

und da hörte das Fieber, als die Wirkung, von selbst auf. Denn ohne Ursach ist keine Wirkung.

Gut meynen ist nicht immer recht meynen, und noch weniger immer klug meynen.

44. Das Testament.

Als Justine gefährlich krank lag, sagte der Prediger zu ihr: „Wollt ihr nicht etwa ein Testament machen, und in diesem letzten Willen über euer Vermögen und Nachlaß etwas festsetzen?“, Lieber Herr Prediger, sagte Justine, das hab ich längst bey gesunden Tagen gethan, um auf meinem Sterbebette nicht damit beschäftigt zu seyn. Ich habe meinen letzten Willen oder Testament selber geschrieben, und durch einen Bevollmächtigten in unsern Gerichten niederlegen lassen. Da lobte der Prediger diese verständige Person, die nicht nur die Ordnung geliebt, sondern auch bey gesunden Tagen an den Tod gedacht hatte.

Bedenke das Ende deines Lebens oft, so wirst du in allen Stücken weislich handeln.

45. Die gefährliche Gewohnheit.

Wenn Margrethe Feuer aufschlug, so pflegte sie, wenn das Stroh angebrannt war, den brennenden Schwefelfaden an dem Rocke oder an der Schürze auszulöschen. Als einstmals der Knecht

in der Erndte mit einem Fuder Gerste nach Hause kam, und noch eine Person zum Abladen nöthig war; so rufte ihr der Herr. Sie, welche eben Feuer aufschlug, wischte ihrer Gewohnheit nach, geschwinde den brennenden Schwefel an den Rock, warf den Faden hin, und lief nach der Scheune. Auf dem Hofe fing ihr Rock an zu brennen. Statt daß sie ihn nun gleich hätte von sich werfen sollen, lief sie in der Bestürzung damit in die Scheune, und rufte um Hülfe. Das Feuer aber ergriff das Stroh, das auf der Scheuntenne lag, plötzlich stand die ganze Scheune in Flammen, und Margrethe kam jämmerlich mit allen übrigen Personen ums Leben. In der Küche hatte der noch brennende Schwefelfaden das Stroh ergriffen, und so verbrannte in wenigen Minuten das ganze Vorder- und Hintergebäude, ja das ganze Dorf hätte, wenn nicht recht gute Feueranstalten daselbst gewesen wären, in einen Aschenhaufen können verwandelt werden.

Scherze nicht mit dem Feuer! sey vorsichtig, wenn du damit umgehst, und verbanne den Leichtsin, sonst wirst du oft schrecklich dafür büßen müssen.

46. Verschiedene Folgen des ordentlichen und unordentlichen Lebens.

Einst waren zwei Schwestern in einem Dorfe, die älteste war ordentlich und sittsam, und die jüngste

jüngste war frech und liederlich. Jene, nachdem sie eine Zeitlang fleißig und treu gedient hatte, heirathete einen guten Mann, mit dem sie vergnügt lebte. Diese aber ward ihrem Bräutigam untreu, und lief mit einem andern Manne davon. Dieser aber war selbst liederlich, und weil er gewahr wurde, daß sie mit andern freundlicher that, als mit ihm, so verließ er sie und ihr Kind in großer Armuth. Sie bettelte sich nun nach ihrem Vaterlande zurück, wo sie von allen ihren vorigen Bekannten verachtet wurde. Indeß verdarb ihr anschuldiges Kind, und weil sie, statt zu arbeiten, lieber stehlen mochte, so kam sie ins Zuchthaus, worin sie auch starb.

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
Ein breiter Weg auf Auen;
Allein, sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken,
Doch weiter hin führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

47. Die Zufriedenheit.

Ein Lied.

Was frag ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin!
Giebt Gott mir nur gesundes Blut,
Und ächten Tugendssinn,

So

So singt ihm dankbar mein Gemüth
Sein Morgen- und sein Abendlied.

Wie mancher schwimmt im Ueberfluß,
Hat Haus und Hof und Geld,
Und ist doch immer voll Verdruß
Und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will,
Die schweigen seine Klagen still.

Da heißt die Welt ein Jammerthal,
Und ist gleichwol so schön;
Hat Freuden ohne Maas und Zahl;
Läßt keinen leer ausgehn;
Das Käferlein, das Vögelein
Darf sich ja auch des Lebens freun.

Und uns zu Liebe schmücken ja
Sich Wiese, Berg und Wald;
Und Vögel singen fern und nah,
Daß alles wiederhallt.
Bey Tage singt die Lerch uns zu,
Die Nachtigall bey süßer Ruh.

Und wenn die goldne Sonn' aufgeht,
Und golden wird die Welt,
Und alles in der Blüthe steht,
Und Ähren trägt das Feld;
Dann denk ich: alle diese Pracht
Hat Gott zu meiner Lust gemacht.

Dann

Dann preis' ich Gott, und lobe Gott,
 Und habe frohen Muth;
 Und denk: es ist ein lieber Gott,
 Er meints mit Menschen gut.
 Drum will ich immer dankbar seyn,
 Und mich der Güte Gottes freun.

48. Das sterbende junge Mädchen.

Ein junges Mädchen, das in der Schule sehr fleißig, und auch seinen Ältern gehorsam gewesen war, lag tödtlich krank. Die Ältern hatten gleich bey dem Anfange der Krankheit einen verständigen Arzt zu Rathe gezogen, aber die Krankheit war nicht zu heben. Sie betrübteten sich nur sehr, als sie sahen, daß sie ein so wohlgerathenes Kind verlihren sollten, und weinten kläglich an seinem Bette. Da sprach sie folgende merkwürdige Worte: „Weinet und betrübt euch über meinen Tod nicht allzusehr, geliebte Ältern! Gott läßt aus weisen Ursachen einen früh, den andern spät sterben. Wer Liebe und Vertrauen zu ihm hat, ist niemals und auch im Tode nicht unglücklich. Dieser Glaube macht mich jetzt gestroft. Mein Tod ist ja nur eine Veränderung meines Zustandes. Ich komme aus dem bisherigen in einen andern und bessern. Sollt ich mich denn nicht freuen? Und da ich weiß, daß ihr mir alles Gute gönnet, geliebte Ältern, so freuet euch auch, und habt vielen Dank, daß ihr mich fleißig

fleißig

fleißig zur Schule gehalten; denn da lernt man, wie man tugendhaft und glücklich leben, und dann in Frieden sterben kann.

Der Tod ist nur denen schrecklich, die wenig gute Erkenntnisse haben, und von den väterlichen Absichten Gottes mit den Menschen nicht genug unterrichtet sind. Spr. Sal. 14, 32.

Lernt Kinder aus allen solchen Geschichten, wie viel nützliches man in guten Schulen erfährt.

49. Der Vater und die Tochter.

Ein Gespräch.

Ein Vater sprach einstens zu seiner Tochter Lieschen, du hast jetzt eben gebetet, Gott möchte die Speise, die er gegeben hätte, segnen und uns gedeihen lassen; hat denn Gott die Speisen gegeben?

L. Ja Vater.

V. Ich denke, wir haben sie uns durch Arbeit verschafft, und deine Mutter hat sie gekocht und auf den Tisch gebracht?

L. Aber wir konnten sie doch nicht wachsen lassen, wir konnten dazu keinen Regen und Sonnenschein schaffen, uns auch die Gesundheit nicht selbst geben, die zur Bearbeitung der Erde nöthig war; wir konnten auch kein Wasser und Feuer zum

zum Kochen schaffen, oder das Holz so einrichten, daß es brennt.

V. Sollten denn deine Kleider auch wol eine Gabe Gottes seyn? die kann man ja kaufen.

L. Eben auch, lieber Vater; denn diese sind entweder von Leinen oder Wolle. Nun wächst der Flachß, wie das Getraide, aus der Erde, und die Wolle kömmt von den Schaafen, die sich von dem, was aus der Erde wächst, ernähren. Dieser Wachsthum aber ist eine Gabe Gottes, und hätten wir kein Geld durch die Arbeit mit gefunden Gliedern verdienen können, so könnten wir auch nichts kaufen, also alles Gute kömmt von Gott; er giebt Essen und Trinken, Kleider und Schuhe und alles, was zur Erhaltung des Leibes und Lebens nöthig ist.

V. Aber wie giebt Gott dies alles, giebt erß mittel- oder unmittelbar? und muß der Mensch auch etwas dabey thun?

L. Mittelbar, oder durch Mittelursachen, wie hier Regen und Sonnenschein, Gras und Getraide sind. Es gehört aber auch dazu die fleißige und verständige Arbeit des Menschen nothwendig mit. Gott giebt aber Segen und Gedeihen zur Arbeit, wenn wir fromm sind.

Da freuete sich der Vater über seine verständige Tochter, er küßte und segnete sie. „Gott hat dir, sprach er, viel Erkenntniß gegeben, mein Kind! Hilf nun, so viel du kannst, daß das Gute, was du weißt, bekannter und immer mehr
aus

ausgebreitet werde. Das heißt Gott loben und ehren. Sir. 21, 18. und 20, 32.

Gott hat alles weislich geordnet und eingerichtet. Er ist ein Gott der Ordnung, und regieret als die erste Ursach alles was er gemacht hat, mittelbar oder durch Mittelursachen. Wer die Ordnung in allen Sachen liebt, der gefällt Gott.

50. Die böse Magd.

Elisabeth war von schlechten Altern erzogen, und kam in der Jugend zu einer liederlichen Frau, die den Mägden den Haushalt überließ, und alles billigte, was sie thaten. Da ward sie dann vollends liederlich.

Des Abends ging sie in die Spinnstuben, wo sie den größten Muthwillen ausübte, die anstößigsten Lieder sang, und niemals vor Mitternacht wieder nach Hause kam; und des Tages schlief sie auf dem Felde, wenn sie fürs Vieh Klee, Gras oder Grummet holen sollte, oder wo sie sonst alleine war. Ihr Vieh wartete sie keinen Tag ordentlich ab. Bald ließ sie es Hunger leiden, bald fütterte sie es übermäßig, und melkte zu keiner festgesetzten Zeit. — Wenn die Kühe von der Weide kamen, gab sie ihnen, so warm sie dann waren, zu fressen, und den Schweinen schüttete sie heißes Saufen in den Trog. Den Mist schaffte sie in vier Wochen kaum einmal aus dem Stalle,
ließ

ließ auch keine frische Luft hinein, und den Kest ließ sie in der Krippe, bis er stinkend war. Aber ihr Vieh war auch das häßlichste und schlechteste im ganzen Orte, und ihre Herrschaft verlor es in kurzer Zeit durch ihre Liederlichkeit. Endlich starb sie selbst elend, arm und von niemand beklagt.

Nachlässigkeit, Untreue und Liederlichkeit des Gesindes verursacht großen Schaden, und bringt um den Segen Gottes, und um die Liebe der Menschen. Lit. 2, 9. 10.

51. Die Heuchlerin oder Augendienerin.

Beate diente als Kinderwärterin bey einer Frau, die ihrer vielen Geschäfte wegen, nicht beständig, sondern nur zu gewissen Stunden des Tages nach ihren Kindern sehen, und sich nach ihrem Verhalten erkundigen konnte. Diese Stunden merkte sich Beate. Wenn sie wußte, daß ihre Frau kommen würde, dann ging sie den Kindern nicht von der Seite, und lieblosete sie, als wenn sie die Mutter selbst wäre. War aber die Frau weggegangen, so lief sie auch fort, und ließ die Kinder alleine, welche dann allerley böse und gefährliche Dinge vornahmen. Da sich die Kinder sehr vor ihr fürchteten, weil sie allemal von ihr gezüchtigt wurden, wenn sie was verriethen, so erfuhr auch die Mutter selten, wenn etwas Böses unter ihnen vorgegangen war. In der Kirche stellte sie sich fromm an, seufzte und weinte

Mädchenspiegel. E

weinte — aber heimlich übte sie die liederlichsten Streiche aus. Ihre Frau hielt sie lange für eine gute und treue Aufseherin ihrer Kinder, denn Beate sprach oft mit ihr davon, daß es Unrecht sey, Kinder zu verwahrlosen, und untreu zu seyn. Dabey wußte sie auch ihren Fehlern, wenn sie auskamen, allemal einen guten Anstrich zu geben und sich heraus zu wickeln. Sie klagte auch über andre Kinderwärterinnen, wie viel sie wegen ihrer Treue und Gewissenhaftigkeit von ihnen leiden mußte. Einst aber kam die Mutter unversehens in die Kinderstube, wo sie die Kinder ganz allein mit Messern in der Hand hüpfen und springen sahe. Sie suchte Beaten auf, und betraf sie über einem wichtigen Diebstahl, und als sie gefangen gesetzt wurde, da kamen alle ihre bösen Streiche an den Tag. Sie wurde doppelt gestraft.

Ein Feuchler ist der schändlichste Bösewicht,
denn er will nicht allein Menschen, sondern
auch Gott betrügen. Aber irret euch nicht,
Gott läßt sich nicht spotten.

52. Der Rosenstock.

Es war mir unbekannt,
Daß Rosenstöckchen stechen;
Jüngst wollt ich Rosen brechen,
Und stach mich in die Hand.

O, rief ich, merk es Herz,
 Daß nah bey dem Vergnügen
 Des Leidens Dornen liegen,
 Sehr nah gränzt Lust an Schmerz!

Die Lehre nimm in Acht:
 In des Vergnügens Stunden
 Kannst du dich tief verwunden!
 Genieß es mit Bedacht!

53. Vom Nutzen des Vertrauens auf Gott.

Muthe war zwölf Jahr alt, da ihre Mutter starb, die als eine arme Wittwe bey der Eheurung sich und ihr Kind kümmerlich ernährt hatte. Als sie starb, bezahlte die Herrschaft den Sarg, und Prediger, Schulleute und Gemeinde begruben sie umsonst. In der ersten Zeit nach ihrem Tode ging Muthe bey guten Leuten in der Stadt herum, und bat um Brodt, bot sich aber auch dabey einem jeden, der ihr etwas gab, zu fleißigen Diensten an. Dabey verließ sie sich auf Gott, den Geber und Erhalter ihres Lebens, denn sie war von ihrer Mutter schon früh auf Gott und seine mannigfaltigen Wohlthaten aufmerksam gemacht, und zum Vertrauen auf ihn ermuntert worden. Endlich lenkte Gott das Herz einer rechtschaffenen Frau in der Stadt, die erbarmte sich ihrer, und machte sie zur Gesellschafterin ihrer

ihrer einzigen Tochter, da sie denn die Erlaubniß bekam, täglich an dem Unterricht, den ihre Tochter genoß, mit Antheil zu nehmen. Und weil sie aufmerksam war, so lernte sie viel Gutes. Als nun sie und ihre Freundin größer wurden, da suchte ihr Mutter mit allen ihren Kräften, ja wenns nöthig gewesen wäre, mit ihrem Blute zu dienen, und diese schenkte ihr, als sie heirathete, eine ansehnliche Summe Geldes, nebst dem nöthigen Hausgeräthe, und machte sie zu ihrer einzigen Gesellschafterin, wenn sie ihre häuslichen Geschäfte verrichtet hatte.

Sir. 11, 21. Vertraue Gott und sey fleißig, denn ihm ist's leicht, die Armen reich zu machen.

54. Die Abwendigmacherin.

„Warum bleibt ihr doch bey eurer Herrschaft?“
 „Es wird euch ja zu sauer, ihr bekommt zu wenig Lohn bey der schweren Arbeit und müßt eure Kleider dabey zerreißen.“ So sagte zu Zanne eine neidische Nachbarin, die es verdroß, daß Zanne ihrer Herrschaft so nützlich wurde, und sie deshalb gern abwendig machen wollte. —
 „Ich hab' es euch schon oft angeboten, zieht zu mir! ich will euch mehr Lohn und alle Jahr noch ein gut Kleidungsstück geben.“ Mein! Nachbarin, antwortete Zanne, alles, was an mir Gutes ist, das hab ich nächst Gott meiner Herrschaft zu verdanken; sie hat in meiner Jugend

gend an meinen Unterricht viel gewendet, und mich selbst alles gelehrt, was eine tüchtige Magd verstehen muß, es ist also billig, daß ich ihr auch wieder Nutzen bringe. So lange mich also meine jetzige Herrschaft behalten will, bleib ich aus Dankbarkeit bey ihr. — Die Nachbarin schämte sich und ging fort.

Was deines Nächsten ist, es sey Haus, Gut, Acker, Diensthoren, oder alles was sein ist, das sollst du nicht begehren an dich zu bringen wider seinen Willen. 2 Mos. 20, 17.

55. Wahrheit und Lüge mit ihren Folgen.

Wenn Sophie um das, was sie von irgend einer Sache wußte, von jemanden gefragt wurde, so sagte sie davon ihre aufrichtige Meynung und wie es ihr ums Herz war. Besonders hielt sie es für Pflicht, die Wahrheit zu sagen, wenn es die Obrigkeit von ihr verlangte. Sie vergrößerte und verkleinerte alsdann nichts, verheimlichte auch in ihren Erzählungen keinen Umstand, der zur bessern Einsicht in die Sache selbst gehörte, sondern wie sich die Sache verhielt, so redete sie davon ohne Zweydeutigkeit und Vorbehalt im Herzen. Durch diese Wahrheitsliebe erwarb sie sich nun Achtung und allgemeines Zutrauen. Viele fragten sie um guten Rath, und nahmen auch gern guten Rath von ihr an, weil

sie wußten, daß sie ihnen allemal nach ihrer besten Überzeugung ihre Meynung sagte. Von ihrer Obrigkeit wurde sie besonders dadurch geehrt, daß sie nur in sehr wichtigen Fällen einen Eid von ihr verlangte, für gewöhnlich aber ihrem bloßen Ja und Nein schon traute. Auch in der Verschwiegenheit war sie ein Muster. Nicht eher sagte sie das, was ihr andere offenbahret hatten, und was sie heimlich halten sollte, wieder, als bis sie es für Pflicht hielt. Sie dachte dabey so: Wer kein Recht hat, dich auszufragen, was du weißt, dem bist du auch nicht schuldig, zu sagen, was er gern von dir wissen möchte, besonders wenn zu vermuthen ist, daß davon übler Gebrauch gemacht werden könnte. Ganz anders machte es ihre Nachbarn, die Windigen. Was der heute von jemanden war im Vertrauen gesagt worden, das wußte morgen mit vielen Zusätzen der ganze Ort. Ihre Freude war es, den Leuten Unwahrheiten vorzuschwätzen, und sie besaß eine besondere Fertigkeit darin, Unwahrheiten recht glaubhaft zu erzählen. Wollte ihr ja jemand nicht glauben, so hatte sie gleich eine ganze Reihe von Betheurungen und Schwüren bey der Hand, womit sie ihren Erzählungen Glaubwürdigkeit zu verschaffen suchte. Aber eben dadurch machte sie sich bey verständigen Menschen der Lüge immer noch verdächtiger, so daß ihr endlich niemand, selbst kein Kind mehr, wenn sie auch wirklich Wahrheit redete,

redete, etwas glauben wolste. Viele Leute hatte sie unter einander uneinig gemacht, andere, die ihren Worten getraut hatten, waren in Armuth und Elend gerathen und schrien nun das Wehe über sie. Endlich bekam sie aber den Lohn für ihr Lügenmäul. Sie mußte einst bey einem wichtigen Vorfalle einen Eid ablegen, und gleich hinterher erfuhr ihre Obrigkeit, daß sie einen Meyneid gethan, und sich also eines höchst strafbaren Mißbrauchs dieser heiligen Sache schuldig gemacht hatte. Sie wurde nun nicht bloß zu einer harten Geldstrafe verurtheilt, sondern mußte auch andern zur Warnung und zur Aufrechthaltung des Ansehens und der Kraft des Eides, die sie ihm durch ihren falschen Eid geraubt hatte, überdem noch vier Wochen alle Marktstage an der Schandsäule stehen, woran die Worte des Salomo mit großen Buchstaben angeheftet waren: Wer wahrhaftig ist, der saget frey was Recht ist, aber ein falscher Zeuge betrügt.

56. Der Vorwitz, das Künftige zu wissen.

Ein Lied.

Gütig hüllt in Finsternissen
Gott die Zukunft ein;
Deutlich sie voraus zu wissen,
Würde Strafe seyn.

Sah ich Glück auf meinem Wege,
 Wird ich stolz mich blähen;
 Und leichtsinnig oder träge
 Meinen Zweck versehn.

Sah ich Unglück, würd ich zittern,
 Und die künftige Zeit
 Würde mir das Glück verbittern
 Das mich jetzt erfreut.

Was ich habe, will ich nützen,
 Fernen Gram nicht scheun,
 Und soll ich ein Glück besitzen,
 Meines Glücks mich freun.

57. Die alberne Furcht.

Eine Bauersmagd, welcher in der Jugend die fürchterlichsten Gespensterhisdörchen waren erzählt worden, wollte einstmals Äseln, oder ausgebranntes Stroh, durch die Scheune in den Garten tragen. Indem wurde sie von ihrer Frau gerufen, die nicht sehen konnte, daß die Magd eben mitten in der Scheune war. Der einfältigen Magd, die niemals etwas von einem Echo gehört hatte, kam es vor, als wenn ihr jemand in der Scheune rufte. Vor Schrecken setzte sie den Korb, worinne die Äseln waren, mit dem Gefäß, in dem sie das Wasser zum Ausgießen trug, in der Scheune hin, lief davon, und schlug das Scheunthor zu. Aber was geschah? In den Äseln glimmte

glimmte noch Feuer, es hatte den Abend über Zeit zum ausbrechen, denn die Magd vergaß theils aus Furcht, theils wegen andrer Geschäfte, wieder in die Scheune zu gehen. Das Feuer ergriff nahliegende Strohhalme, und um Mitternacht, wie alle Leute im tiefen Schlafe lagen, stand die Scheune in vollen Flammen, und das halbe Dorf ging zu Grunde. Die Magd, welche sehr gewissenhaft war, auch alles im Brande eingebüßt hatte, kam durch den Gedanken, an einem so großen Unglücke Schuld zu seyn, in eine solche Gewissensunruhe, und öfters in eine solche Schwermuth, daß sie sich nach und nach abzehrte und starb.

Wenn der Mensch noch so behutsam und vorsichtig zu Werke geht, ist aber dabey ein Selave der Furcht, so kann er doch groß Unheil anrichten.

58. Die Näscheren.

Eine Magd wußte den Schlüssel zu einem gewissen Behältnisse ihrer Herrschaft heimlich zu entwenden, um ihre Lüsterheit nach Brandwein zu befriedigen. Zum Unglück aber ergriff sie eine Flasche Bitriolöl, womit sie sich den Mund auf die erschrecklichste Art verbrannte. Sie würde haben sterben müssen, wenn sie mehr verschluckt hätte, und nicht noch in Zeiten ein geschickter Arzt wäre zur Hülfe gerufen worden. Sie mußte aber

gleichwol die empfindlichsten Schmerzen ausstehen, und konnte fast fünf Tage nichts essen.

Ihr Beyspiel lehrt, daß Mäscherey nicht blos bey Kindern, sondern auch bey dem Gesinde ein Fehler ist, der sehr traurige Folgen haben kann, Ohne Zweifel hatte diese Magd das Vorurtheil, daß, Kleinigkeiten andern ohne ihr Wissen und Willen zu entwenden, vorzüglich das, was man mit dem Munde davon bringen kann, kein Diebstahl sey.

59. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens.

Ein verschuldeter, aber arglistiger Bürger erfuhr, daß Anastasia, die weder schreiben noch lesen konnte, Geld geerbt hätte, und es gern auf Zinsen ausleihen wollte. Er ging also zu ihr, und versprach ihr sechs Thaler für jedwedem Hundert Reichsthaler jährlich an Zinse zu geben, ihr sein Brauhaus zu verschreiben, auch dies geliehene Geld in einem Jahre wieder zu bezahlen, doch mit dem Bedinge, daß sie es nicht unter die Leute bringen sollte. Anastasia gefiel das wohl; sie holte das Geld, nebst Feder, Papier und Dinte. Der Bürger schrieb einen ganzen Bogen voll nichtswürdiger Poffen hin, und statt seines Namens einen Namen, den keiner aussprechen konnte. Anastasia verwahrte diesen Bogen sorgfältig, und der Bürger nahm das Geld. Kurz darauf ging der

der Bürger in die weite Welt. Laß ihn laufen, sprach Anastasie, als sie es hörte, ist mir doch sein Haus verschrieben, und das ist mehr werth als die Schuld. Sie nahm nun die vermeinte Obligation und meldete sich bey dem Amte der Stadt, in welcher der Bürger wohnte. Aber als sie den Bogen im Gerichte vorzeigte, so ward sie abgewiesen, weil nicht ein Wort von einer Schuldverschreibung darauf stand. Des Bürgers anderweitige Schulden wurden bezahlt, denn seine Gläubiger hatten sich besser vorgesehen als Anastasie. Diese ging leer aus. Als sie nun traurig nach Hause kam, sprach sie: „Ach härt' ich doch lesen und schreiben gelernt!“ Und von der Zeit an ermahnte sie alle Kinder, fleißig in die Schule zu gehn, wo sie schreiben und lesen lernen könnten. *Siv. 32, 24.*

60. Die Abergläubige.

Eine Magd, Namens Rieke, hatte gierig warme Mehlklöße gegessen, die ihr das Kindermädchen Julie auf den Teller gegeben, und war davon krank worden. Vor einiger Zeit hatten sich beide gezanzt, und nun glaubte Rieke, sie sey von Julien durch die Mehlklöße behebt worden. Um recht gewiß zu seyn, ging sie zu einem betrügerischen alten Weibe, das in ihrem Orte wohnte, und fragte dasselbe für zween Groschen um Rath. Das alte Weib sprach, wie gewöhnlich, gleich von bösen

bösen Leuten, die ihr was angethan hätten, u. dgl. Nun meinte Rieke, sie hätte Recht, und verklagte Julien bey der Obrigkeit. Aber diese war verständiger, und suchte die Ursach der Krankheit in der Überladung des Magens durch allzugieriges Essen der Klöße, und befahl Rieken, ein Brechpulver einzunehmen. Das alte Weib ward mit einer schimpflichen Strafe belegt, weil es die Dummheit unter den Leuten beförderte. Rieke aber, die durch bessere Belehrung und durch den Erfolg des Brechmittels indessen zu Verstande gekommen war, mußte Julien die Beschuldigung abbitten, und sich mit ihr versöhnen.

Aus Aberglauben entsteht viel Unglück und Feindschaft unter den Leuten, die sich doch unter einander lieben sollten. Wehe den Berrüßern, durch welche dieses Ärgerniß kömmt! Ein Ärgerniß geben, bedeutet hier: etwas thun, wodurch die Menschen ärger oder schlimmer werden.

61. Endzweck und Mittel.

Elisabeth sprach zu der Frau, bey der sie diente: „Ich wollte gern von Gott, von seinem Willen, und von dem, was Gott befohlen und verboten hat, und wie ich beständig und auch nach dem Tode glücklich werden kann, so viel als möglich ist, wissen.“ Also, antwortete ihre verständige Herrschaft, müßt ihr hören, das heißt, Acht geben,

geben, und verstehen, was gelehrt wird, und auch lesen, d. h. gedruckte oder geschriebene Wörter und ihre Bedeutung kennen und verstehen lernen. Des Hörens wegen geht man in die Predigt; wer lesen kann, der kann zu Hause noch in der Bibel, im Gesangbuch, oder sonst in einem guten Buche lesen. In der Predigt wird die Bibel erklärt, und wenn dieses gehörig geschieht, so lernt man sie immer mehr und mehr verstehen. Was ihr nun daraus Gutes behalten oder gelernt habt, das müßt ihr fleißig und gern thun, und in Ausübung bringen, Gott aber um Weisheit dazu täglich bitten. Dieses sind die Mittel zu eurer Absicht. Wenn ihr dieselben treulich anwendet, so werdet ihr euren Endzweck erreichen.

Was ich zu erlangen wünsche, ist Endzweck oder Absicht. Wodurch ich diesen Endzweck erreiche, das sind die Mittel. Wer die rechten Mittel wählt, gute Endzwecke oder Absichten zu erlangen, der ist weise. Wer uns diese Mittel bekannt macht, als Altern, Lehrer und Prediger und wahre Freunde, der verdient unsern größten Dank.

62. Ein Räthsel.

Es gibt ein Ding in der Welt, das kann Gutes thun und Böses unterlassen, wenn es will. Weil es aber gemeiniglich nicht will, so giebt es vor,

vor, es könne nicht. Wenns ihm übel geht, dann klagt es. Wer ihm die Ursachen entdeckt, woher sein Übel kömmt, den mag es nicht leiden. Die Mittel zu seiner Wohlfahrt sind ihm bekant, und doch mag es sie nicht anwenden. Andre große Mühe scheuet es nicht so sehr, als die geringere Bemühung, sich höchst glücklich zu machen. Und doch ist Glückseligkeit sein Wunsch und beständiges Verlangen. 1 B. Mos. 4, 7. Sir. 15, 14 = 17. Matth. 23, 27. Jer. 10, 19. Joh. 8, 42 = 59. Matth. 11, 30.

63. Wohlseyn.

Ein Gespräch.

Lehrer. Sieh Acht Sophie, ich werde dir einen schönen Vers vorsagen.

„Weisheit richtet unsern Sinn
 „Auf das wahre Wohlseyn hin,
 „Daß wir nicht des Zwecks verfehlen,
 „Oder Mittel unrecht wählen.“

Soph. Lieber Lehrer, was heißt denn wahres Wohlseyn?

L. Wie ist dir, wenn du gesund bist?

S. Wohl, sehr wohl.

L. Und wie ist dir, wenn du deinen Ältern Verdruß gemacht, oder dich mit deinen Geschwistern und Gespielen veruneiniget und gezankt, oder dir selbst durch Unmäßigkeit und Leichtsinn an deiner Gesundheit Schaden gethan hast?

S.

S. Dann bin ich verdrießlich und unlustig.

L. Was wird nun zum wahren Wohlsfeyn erfordert?

S. Daß ich durch meine Schuld weder krank noch verdrießlich, sondern gesund und froh sey.

L. Recht! doch wäre nicht eins von beiden schon hinreichend zum wahren Wohlsfeyn? z. E. wenn du gesund, aber verdrießlich, oder zufrieden, aber krank wärest?

S. Nein! beides muß wol beysammen seyn, wo ein wahres Wohlsfeyn ist. Aber was thut denn nun die Weisheit dazu?

L. Sie lehrt uns, sowol das Beste zum Zweck wählen, als auch die rechten Mittel kennen, wodurch wir den guten Zweck erlangen. Was ist denn wol dein Hauptzweck?

S. Es soll mir zeitlich und ewig wohlgehen.

L. Ich werde sehen, ob es wahr ist, wenn ich die Mittel beobachte, deren du dich bedienst, um diesen Zweck zu erreichen.

S. Helfen Sie mir, lieber Lehrer, mit Ihrem Rath, wenn ich die unrecten Mittel wählen sollte, und Gott wird mir ja auch helfen.

L. Von dieser Seite kannst du gewiß seyn, daß dir geholfen wird; aber, werden dir auch unsre Mittel gefallen? Wirst du nicht oft dein Ziel dir verrücken lassen?

S. Eben deswegen will ich mich bemühen, recht verständig zu werden, damit ich nicht durch

Jrr-

Irthum und falschen Schein bethört, oder von Sinnlichkeit und böser Lust verleitet werde.

L. Thue das, mein liebes Kind, und wenn dir dann Weisheit noch mangelt, so bitte Gott, und du wirst sie erlangen. Sir. 6, 33-37. Jacob. 1, 5.

64. Schicksal.

Es war einmal eine Hochzeit nicht weit von einem Dorfe auf dem dabeyliegenden Vorwerke. Aus dem Dorfe war ein Bauer mit seiner Frau und zwey Kindern zum Hochzeitfeste eingeladen. Die Altern hatten es auch für sich und die Kinder zugesagt. Man kann denken, wie sehr sich die Kinder freueten auf den Schmaus, die bunten Kleider, die Musik, und was ihnen sonst noch angenehm dabey vorkam. Auf den Mittag wurde der Mann sehr krank. Deswegen mußte die Frau zu Hause bleiben, und ohne die Altern sollten die Kinder nicht nach diesem Hochzeitfeste hingehen. Da weinten die Kinder sehr, daß von ihnen die Lust vergebens gehofft wäre. Das eine Kind war gar so unwillig, daß es sagte: Warum muß denn der Vater eben heute krank werden, da wir einmal eine Lust haben sollten? Aber, hört Kinder, was geschah; den Abend kam Feuer aus, und weil es von unten an zu brennen fing, die Gäste aber oben waren, so kamen viele Leute auf der Treppe zu Schaden, oder wurden vor
Schre:

Schrecken hernach krank. Da merkten die Aeltern, daß die Krankheit des Vaters, (der hernach bald wieder besser ward,) welche sie verhindert hatte, auch dahin zu gehen, eine wohlthätige Schickung Gottes gewesen sey, und lobten Gott dafür. Ihre Kinder aber belehrten sie an diesem Exempel:

Daß Gott auch bey zugeschickten Leiden die besten Absichten habe, und daß, wenn wir oft nicht sogleich wissen, wozu das Leiden uns gut ist, wir doch hernach erfahren werden, wie gut es unser himmlischer Vater mit uns meine. Röm. 8, 28.

65. Der Vater und das Kind.

Ein Gespräch.

Vater. Liebe Tochter, willst du, wenn du älter wirst, lieber arbeiten oder müßig gehn?

K. Ey! müßig gehn, da müßt ich mir ja selbst nicht gut seyn. Müßiggang ist ja die sauerste Arbeit. Ich will gewiß einmal eine recht fleißige Hausmutter werden.

V. Brauchen denn aber diejenigen von deinem Geschlechte, die Lust zur Arbeit haben, eben allemal erst Hausmütter zu seyn?

K. Nein, ich besinne mich, es giebt auch Haushälterinnen, Erzieherinnen, Kinder- und Krankenwärterinnen.

Mädchen Spiegel.

§

v.

V. Kann man aber wol das alles sogleich werden? Kannst du z. E. gleich Krankenwärterin werden?

K. Ihr habt mir zwar gesagt, lieber Vater, man müsse alles, womit man sich abgeben wolle, erst ordentlich lernen; doch aber sollt' ich meinen, Kranke könne jedermann warten, die essen ja wenig, und liegen meistens immer im Bette.

V. Liebes Kind, das verstehst du noch nicht. Kranke ordentlich zu warten, ist ein so schweres Geschäft, als leicht es vielen zu seyn scheint. Mancher Patient würde nicht an seiner Krankheit gestorben seyn, wenn ihn nicht die, welche ihn warteten, verwahrloset hätten! Wie viele sind nicht schon z. B. durch vorschriftswidriges Darreichen der Arzenei, durch schädliche oder unschickliche Hausmittel, durch versäumte Aufmerksamkeit u. dgl. Opfer des Todes geworden, die vielleicht noch lange hätten leben können.

K. Oh, Vater, so kann ja eine Krankenzwärterin wol gar zur Mörderin an ihren Nebenmenschen werden?

V. Ja wol! wenn sie ihr Amt nicht versteht, nicht gewissenhaft und gottesfürchtig genug ist. Und eben deswegen sagte ich dir, es sey ein sehr schweres Geschäft, Kranke zu warten.

K. Ich sehe wol, lieber Vater, daß daraus vieler Schaden entstehen kann, wenn man sich einer Sache unterzieht, der man noch nicht gewachsen ist.

V.

V. Da hast du Recht. Prüfe dich, wozu du Lust hast, und das lerne von Grund aus, so wirst du sehen, daß dich Gott in deinem Geschäfte segnen wird. Sir. 3, 22-25.

Wozu der Mensch Lust, Kraft und Geschicklichkeit besitzt, das soll er, wenn er kann, zu seinem Berufsgeschäfte machen. Berufsgeschäfte sind solche, die man für beständig treibt, und wovon man sich nähret. Von solchen sagt die Bibel: Das hat uns Gott befohlen.

66. Die edelbenkende Magd.

Justine bekam ein hitzig Fieber, und bey dem Anfange desselben befahl ihr ihr Brodtherr, so lange, bis sie wieder gesund wäre, sich wo anders aufzuhalten. Sie war fremd, und wegen Schwachheit nicht im Stande, in ihre Heimath zu gehen. Sie ging deshalb im Orte herum, und bat ihre Bekannten, sich ihrer anzunehmen. Viele aber von denen Konnten, und noch mehrere wollten sie nicht aufnehmen. Endlich erbarmte sich ihrer der Hirte, der am Ende des Dorfes wohnte, und machte ihr auf seinem Boden eine Ruhestätte. Hier lag sie drey Wochen lang meistens sich selbst überlassen ohne Pflege und Wartung. „Ach, dachte sie, wie elend geht es doch einem Diensthoten, wenn er krank ist, und von einer lieblosen Herrschaft verlassen wird!

Sollte mir Gott wieder zu meiner Gesundheit verhelfen, so will ich auch, so viel mir möglich ist, die Noth anderer zu vermindern suchen., Sie hielt Wort; sie legte jährlich etwas von ihrem Lohne zurück, und nannte das Zurückgelegte den Nothpfennig für sich und ihre kranken Schwestern, und so oft als eine Magd im Orte krank wurde, stand sie ihr nach ihren Kräften treulich bey. Andere ließen sich durch ihr Beyspiel bewegen, ein Gleiches zu thun, und mit der Zeit legte die Gemeinde ein ordentlich Pflegehaus für kranke Diensthoten an, zu welcher guten Anstalt sie unter Gottes weiser Regierung durch — ihre Krankheit Veranlassung geben mußte. —

Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch.

Es ist Pflicht für christliche Herrschaften, sich derer in kranken Tagen anzunehmen, die ihnen mit ihren Kräften in gesunden Tagen gedient haben. Luf. 7, 2. 3.

67. Ein magrer Vergleich ist besser,
als ein fetter Proceß.

Hanne hatte vor ihrem Hause einen Rasenplatz, auf dem sie im Frühjahr ihr Tuch zu bleichen pflegte. Neben ihr wohnte Catharine, und weil diese sonst gute Nachbarschaft hielt, so gab ihr

Sana

Zanne die Erlaubniß, ihr Luch auch mit darauf zu bleichen. Catharine aber schaffte sich nach etlichen Jahren immer mehr Luch an als Zanne, und belegte ihr endlich den größten Theil des Platzes damit, so daß Zanne am Ende nur etliche Stücke noch bleichen konnte. Zanne stellte ihr vernünftig vor, daß der Platz ihre sey, und sie ihr bloß aus Nachbarschaft den Gefallen gethan habe. Catharine ließ sich aber nicht belehren, sondern behauptete vielmehr, ein Recht zur Hälfte dieses Platzes zu haben, weil ihre Uegroßmutter schon ihr Luch darauf gelegt hätte. Sie lief vors Gericht, und übergab die Klage. Zanne aber, die an Processen keinen Gefallen hatte, ließ durch ihren Mann fragen, wie viel es wol an Kosten betragen könnte, bis die Sache ausgemacht würde? und da fand sich, daß es beiden Theilen weit mehr Kosten würde, als der Kasenplatz werth wäre. Zanne bot also Catharinen einen Vergleich an, und wollte ihr einen Theil davon abtreten. Catharine bestand aber auf die Hälfte des streitigen Platzes. Als sich nun Zanne, um Friede und gute Nachbarschaft zu erhalten, auch dieses gefallen ließ, so wurden beide wieder gute Freunde, und jede behielt ihr Geld, die vermiedne Unruhe und den Verdruß ungerechnet. Col. 3, 13-15.

Der Friedfertige läßt lieber etwas von seinem Rechte fahren und giebt nach, als daß er den Nächsten betrüben, oder zu Sünden Anlaß geben sollte. 1 Mos. 13, 9.

68. Die böse Nätherin.

Eine Pächtersfrau, welche viele Kinder hatte, hielt sich ihrer andern vielen Geschäfte wegen von Zeit zu Zeit eine Nätherin, die für ihren Mann, für sie und ihre Kinder Hemden und Kleider theils verfertigen, theils ausbessern mußte. Sie gab ihr außer ihrem Lohn auch noch täglich Kost, da sie doch mit großem Vortheil für bloßes Tagelohn, oder bey Schneidern, die ihr schuldig waren, hätte können nähen lassen, denn die Nahrungsmittel waren damals theuer. Sie hatte nun ihre Nätherin oft ermahnt, fest und ordentlich zu nähen, und nichts zu entwenden. Es geschah aber keins von beiden. Aus Faulheit nähte sie den Tag über nicht viel fertig, und von allem, was sie machen sollte, brachte sie etwas bey, auch vom Zwirn behielt sie, wenns niemand sahe, über die Hälfte. Dabey wußte sie sich so ehrlich anzustellen, und klagte so sehr über die im Schwange gehenden Betrügereyen der übrigen Schneider und Nätherinnen, daß die Pächtersfrau gar nichts von ihr argwöhnte. Endlich aber ward es entdeckt. Die Pächterin kam eben dazu, als sie einmal eine halbe Elle Leinwand vor den Busen steckte. Als sie ernsthaft deshalb zur Rede gesetzt wurde, sagte sie: „es wäre ja eben übrig gewesen, sie als eine reiche Frau könne es ja entbehren, sie glaubte gewiß, es würde ihr nicht seyn abgeschlagen worden, wenn sie sie darum ange-

angesprochen hätte. „ Das war es eben, antwortete die Pächterin, wodurch ihr euch bey mir verdächtig gemacht habt. Warum sprach ihr mich denn nicht darum an? Sie wurde gleich fortgejagt, und verlor ihre Arbeit. Aus Erbitterung über diese harte Strafe, verrieth sie noch, daß ihr die Hausmagd vieles von dem Gestohlenen nach Hause gebracht, wofür sie ihr Kleidungsstücke umsonst gemacht habe. Diese bekam denn auch ihren verdienten Abschied. Da sie sich nun darüber beschwerte, und nicht selbst gestohlen zu haben vorgab; antwortete ihr die Pächterin: „Ihr habt es euch selbst zuzuschreiben, denn ihr habt es gewußt, und nicht angegeben, seyd der Näherin vielmehr zu ihren bösen Streichen behülflich gewesen. Wie kann ich euch trauen? „Machet euch durch Verhehlen und Verschweigen nicht fremder Sünden theilhaftig, sondern wehret, so viel an euch ist, dadurch daß ihr selbst kein Unrecht leidet, allem Unrecht.

Mit gegangen, mit gehangen.

69. Die Verschwenderin.

Marie war von Jugend auf von ihren Ältern schlecht aber reinlich gekleidet worden, weil sie befürchteten, ihre Tochter möchte eitel werden, wenn sie ihr viele und bessere Kleider machen ließen. Nun starben aber diese verständigen Ältern, als Marie eben vier und zwanzig Jahr alt war.

Kluge Leute riethen ihr, sie sollte sich einen Curator über ihr Vermögen setzen lassen, wie es die Gesetze ihres Vaterlandes verlangten, und demselben so lange die Verwaltung desselben gegen jährliche Rechnung überlassen, bis sie sich verheirathen könnte. Marie folgte aber nicht. „Du bist ja, dachte sie, nun vier und zwanzig Jahr alt, was soll dir ein Curator? Du kannst ja als einzige Erbin mit deinen Gütern machen was du willst. Deine Ältern haben dich ja schlecht genug gehalten, als du klein warest, nun kannst du dir ja etwas zu gute thun, und dir schöne Kleider schaffen, wie andre Mädchen, die doch nicht so viel haben als du.“ — Sogleich ging sie hin zu dem Kaufmann, und nahm sich für einige hundert Thaler zu Kleidungsstücken aus. Es wurden Schneider und Putzmacherinnen angeboten, welche ihre Kleider nach der neuesten Mode machen mußten. Nun zog sie die besten darunter fast täglich an, und so bald sie derselben überdrüssig war, oder wieder eine neue Mode bemerkt hatte, gab sie die alten den Mägden und ließ sich neue machen. So wurde mancher schöner Rock, den sie sonst bey Lebzeiten ihrer Ältern bloß an hohen Festtagen angezogen hätte, verschleudert, und vieles Geld unnöthiger Weise durchgebracht. Auch ihre alten Mobilien gab sie um ein Spottgeld hin, und schaffte sich andere, die schöner, theurer und doch nicht so dauerhaft waren wie die alten, dafür an. Bey dies

Dieser schlechten Wirthschaft behielt sie aber nach einigen Jahren kaum so viel, daß sie sich die nothdürftigsten Speisen und Kleider verschaffen konnte. Auch ihr Ungehorsam gegen die vaterländischen Gesetze wurde von der Obrigkeit nachdrücklich geahndet, und kein Jüngling wollte sie nun zur Frau haben, weil sie ihr schönes Vermögen verschwendet hatte. Hierüber grämte sich Marie so sehr, daß sie in ihren besten Jahren vor Gram und Mangel ihr Leben endigte.

Spar in der Zeit, so hast du in der Noth.
Eiv. 31, 24.

Mache dich mit den Gesetzen deiner Obrigkeit bekannt, und befolge sie, sonst wirst du als ein Ungehorsamer billig bestraft.

70. Die schädliche Cur.

Louise war mit dem gewöhnlichen dreytägigen Fieber zu Ende des Winters befallen. Diese Art Fieber vergeht aber, wenn die Ursachen desselben, nemlich zähe verdorbene Säfte, durch die Erschütterung des Frostes erst beweglich gemacht, und dann durch die darauf folgende Ausdünstung nach der Hitze weggeschafft sind, sonderlich bey jungen Leuten, von selbst. Doch thörichte Rathgeber beredeten Louisen, daß sie sich durch voreiligen Gebrauch stärkender Arzneymittel das Fieber vertreiben ließ. Nun verging zwar das Fieber, aber

Louise war deswegen nicht wieder völlig gesund, sondern blieb kränkelnd und siech. Und wenn sie nicht bald in die Hände eines verständigen Arztes gekommen wäre, so hätte sie an der Wassersucht sterben müssen.

So wie es Arzneyen giebt, die zur Unzeit gebraucht, schädlicher sind, als die Krankheit, die sie vertreiben sollen; so giebt es auch schädlichen Trost. Ein Beispiel davon findet sich oft bey dem Sünder, der die Last seiner Vergehungen und Thorheiten fühlt, und deswegen betrübt ist. Ihn z. E. eher mit Gottes Vergebung durch Christum trösten, als er die Größe seiner Vergehungen und Thorheiten recht innig an sich erkannt; oder ihn damit zu früh beruhigen wollen, daß eine fremde Tugend seine Untugend schon bedecken und gut machen werde, heißt nichts anders, als das angefangene Geschäft seiner Besserung schädlich unterbrechen, und die heilsame Betrübniß schwächen, die ihn zur gründlichen Sinnesänderung, als der einzigen Bedingung der Gnade Gottes, bringen würde. Denn nun glaubt er vielleicht glücklich werden zu können, ohne daß die ewigen Hindernisse aller wahren Glückseligkeit, nemlich Abneigung vom Guten, Neigung zum Bösen, Geschmack an Nichtswürdigkeit und Thorheit in ihm gehoben und weggeschafft werden. Jes. 1, 16. 17. 18. 1 Petr. 3, 10. 11. Ebr. 12, 14. Matth. 5, 8. u. 7, 21. Ebr. 5, 9. Röm. 2, 5 = 10. Sir. 35, 5.

71. Prahlerey und Verkleinerung.

Wer sich bey andern beliebt machen, und in Ansehn setzen will, der sey bescheiden, und mache sich nicht groß mit den Vorzügen, die er vor andern besitzt. Wer Vorzüge erdichtet, oder von seinen wirklichen Vorzügen bey jeder Gelegenheit viel spricht, den nennt man einen Prahler und Hochmüthigen. Der Hochmüthige aber macht sich bey allen Verständigen verhaßt. — So ging es Jacobinen. Immer wollte sie etwas besondres erzählen, damit sie und ihre Handlungen bewundert würden. In jeder Gesellschaft führte sie das Wort alleine, und sprach stolz von ihren Vorzügen, die sie vor andern zu haben sich einbildete. Keine Frau konnte ihrer Meinung nach die Wirthschaft besser verstehen, und keine den Haushalt ordentlicher führen, als sie. Sie widersprach sich aber in ihren Erzählungen immer selbst, und ihre Prahlerey wurde durch Umstände entdeckt, an die sie gar nicht dachte. Dafür wurde sie aber auch zuweilen von den Leuten derb verlacht, und diejenigen, die sie genauer kannten, erwiesen ihr zwar äußerlich die Ehre, die sie forderte, weil sie mußten, in ihren Herzen aber verachteten sie Jacobinen. —

Ihre Schwester hatte einen andern Fehler. Der war nichts gut genug. Von allen Menschen sprach sie lieber Böses als Gutes, wovon doch auch der Böseste noch etwas an sich hat. Sie hatte

hatte an jedem immer etwas zu tadeln, wußte immer ein — aber! Wer stille und bescheiden war, den nannte sie dumm; wer ein fröhlich Herz hatte, den hieß sie frech und ausgelassen; wer das Seinige zu rathe hielt, der mußte geizig heißen, und wer ehrbar und ernsthaft war, den schalt sie gar einen Heuchler. Und so verkleinerte sie das Gute an einem jeden Menschen, und freuete sich, wo sie etwas verachten, oder daran zu tadeln finden konnte. Aber jedermann nahm sich auch vor ihr in Acht, daß er ihr nicht zu nahe kam, und faßte gegen sie ein unüberwindliches Mißtrauen.

Prahle nicht, und verkleinere nicht. Nenne alles bey dem rechten Namen. Triff das Maas in allen Dingen. Siehe lieber auf das Gute, als auf die Fehler deiner Nebenmenschen. Spr. 17, 28. 26, 5. Matth. 7, 1. Sir. 6, 5.

72. Ein Wiegenlied.

Lieber kleiner Engel schlaf
 Sanfter als Baron und Graf;
 Werd' ein frommer edler Mann,
 Der stets ruhig schlafen kann
 Im Leben!

Werde groß und werde gut!
 Gott verleih dir wackern Muth,

Durch

Durch das Herz nur groß zu seyn,
Nicht durch eitlen Glitterschein
Wie viele!

Habe jedes Gute lieb,
Und zu jedem Guten Trieb,
Und zu jedem Triebe Kraft,
Das macht groß und tugendhaft,
Auch selig.

Bilde dir auf äußern Schein
Niemals was auf Erden ein;
Außrer Glanz ist Puppenspiel,
Scheine nichts, und sey hübsch viel,
Ist besser!

Fürchte Gott, und thue recht,
Alles was du thust, sey ächt,
Denke, daß der brave Mann
Sich durchs Herz belohnen kann,
Gar fürsüchlich!

Gott laß alles dir gedeihn,
Brodt und Wasser, Bier und Wein,
Gebe dir zu jeder Frist
Was dir gut und nützlich ist,
Nun Amen!

73. Das neue Spinnrad.

Einst kam ein Künstler in ein Dorf, und sahe, daß die Weiber fast insgesamt hinter ihren Spinnrädern saßen und spannen. Er ging hin und besahe die Räder, und als er sahe, daß es noch die alten waren, da sprach er: „Lieben Leute, ihr könnt noch mehr mit Spinnen vor euch bringen, wenn ihr mir folgen wollt, ich will euch um einen billigen Preis Spinnräder machen, die zwey Rollen haben, links und rechts laufen, und womit ihr wenigstens einen Drittel mehr als auf euren gemeinen Spinnrädern spinnen könnt. Ja sogar eure zwölfjährigen Kinder sollen darauf zu spinnen im Stande seyn *).“ Da das die Weiber hörten, hoben sie Steine auf, und warfen den Mann, schalteten auf ihn und sprachen: „Was? du willst Flügel seyn, als unsre Großmütter, die immer mit solchen Rädern gesponnen haben? Mit diesen können wir schon spinnen, aber mit den neuen, wenn sie auch besser wären, müßten wir erst spinnen lernen.“ War das recht?

74.

*) Der Prediger Tresfurt in Niede, Amts Sieke im Hannoverschen, hat wirklich ein solches Spinnrad erfunden, welches der Spinnradmacher Flohr zu Hemmendorf im Amte Lauenstein noch verbessert hat. Es kostet einen Thaler, würde aber gewiß wohlfeiler werden, wenn es erst mehr gesucht würde. Der Erfinder der alten Spinnräder war ein Braunschweiger, Namens Jürgens.

74. Die Lotterie.

Eine arme Magd legte mit ihrer Freundin einiges Geld auf ein Lotterieloos in der Hoffnung zu gewinnen. Dieses blieb aber in der ersten Classe aus, und es mußte Geld nachgeschossen werden. Das andre Mädchen wurde ängstlich und sagte: „Es ist Herbst, ich brauche auf den Winter warme Strümpfe, die kann ich mir für das Geld kaufen, welches ich zur Erneuerung des Looses geben müßte, — behalte du es ganz, du hast einen bessern Lohn als ich, und kannst es ganz an dich kaufen.“ Dies that jene, und das Loos gewann tausend Gulden. Sogleich ging sie freudig zu ihrer Freundin, das Geld mit ihr zu theilen, obgleich alle Leute sagten, das Geld gehöre ihr allein, weil sie das ganze Loos gekauft und gelöst hätte. — „Nein! antwortete sie, ohne meine Freundin hätte ich nie eingesezt, sie hat die Hälfte beygetragen, als ich mein Glück versuchte, sie soll auch nun die Hälfte des Gewinnes haben.“ Und nun theilte sie freudig mit ihrer Freundin den erhaltenen Gewinnst, man mochte ihr einreden, was man wollte.

Auch unter der niedern Classe von Menschen giebt's edle Seelen.

Lotterien machen niemanden, auch die Gewinnenden nicht glücklich, stürzen vielmehr gemeinlich ins tiefste Elend, und Lotterieloose sind Eingangszettel ins Hospital.

75. Die kindliche Liebe.

Eine Mutter, die Frau eines Handwerkers, der seine Familie nur kärglich nähren konnte, weil er gebrechlich war, lag krank, und weil es ihr an nöthigen Arzneien und an gehöriger Lahrung und Pflege fehlte, hielt auch ihre Krankheit lange an. Um ihr auf ihrem Krankenlager etwas mehr Dienstleistung zu verschaffen, wurde ihre Tochter, die sich an einem andern Orte vermietet hatte, herbeugeholt. Diese verschaffte ihrer kranken Mutter zwar Bequemlichkeit und Unterhaltung; zur wirklichen Pflege aber hatte sie freylich den besten Willen, nur kein Geld. — Das ging dem guten Mädchen sehr nahe. Nach einigem Nachdenken entschloß sie sich, ihr Sonntagskleid zu verkaufen, um mit dem Gelde ihre geliebte Kranke besser pflegen zu können. Sie sagte aber ihrer Mutter nichts davon. Der Sonntag kam, und die Tochter ging in ihren Alltagskleidern in die Kirche. Als die Mutter nach der Ursach fragte, antwortete die fromme Pflegerin: „Man kann ja Gott in alltäglichen Kleidern so gut gefallen, als in der Sonntagskleidung. Er siehet aufs Herz.“ Wie sie aber den folgenden Sonntag wieder in ihren alltäglichen Kleidern erschien, so verlangte die Mutter die Wahrheit zu wissen, und erfuhr sie auch. Die Mutter erzählte diese fromme Handlung ihrer Tochter ihrem Weichvater, dieser freute sich

der

der Schönen That herzlich, und brachte es bey seinen guten Freunden dahin, daß sie mit Vergnügen so viel zusammenlegten, daß nicht nur dem guten Mädchen ihre Kleider eingelöst, und einige andere Schulden bezahlt wurden, sondern auch noch etwas zur fernern Pflege der kranken Mutter übrig blieb.

Heil denen Müttern, die sich solche Kinder erziehen! und Heil denen Kindern, die solche Opfer der kindlichen Dankbarkeit ihren Ältern zu bringen früh gelernt haben!

Es giebt Fälle, wo man aus gutem Herzen die Wahrheit verschweigen darf und muß, aber sie sind selten, und es sind nicht alle Nothlügen zu entschuldigen.

76. Der Seidenbau.

Ein Gespräch.

Louise. Warum verlangt denn unsre Obrigkeit, daß Maulbeerbäume sollen gesetzt werden?

Lehrer. Weil sie uns den Vortheil gönnen will, den Seidenbau zu treiben.

L. Ist denn da Vortheil bey? lieber Lehrer!

L. Freylich; denn es dauert ja nur sechs oder sieben Wochen im Jahr, und dann kann man für Seide wol funfzig Thaler einnehmen. Die Arbeit aber können alte, zur Feldarbeit unermögende Leute und Kinder verrichten.

Mädchen Spiegel.

Ⓒ

L.

L. Ich möchte wissen, wie man das macht?

L. Künftig will ich es euch in der Schule weisen. Die Hauptsache ist, daß man den Raupen keine nasse und faule Maulbeerblätter giebt, vor der Mitte des May sie nicht ausfrieren läßt, sie vor Blitz und Mäusen verwahret, und wenn kalte Tage kommen, und sie noch klein sind, sie mäßig warm erhält.

L. Wir können doch aber keine Seide bey uns verfertigen?

L. O liebes Kind, es giebt in andern Städten Leute genug, welche die in den Backöfen gedörrte Seidencocons (so heist das Gespinnste der Seidenraupe,) pfundweise kaufen.

L. Nun so will ich doch meine Mutter bereden, daß sie es auch mit den Seidenraupen versucht. Das wäre ja eine schöne Arbeit für mich und meine Geschwister, und wir thun alle gern etwas nütliches.

L. Laßt nur auch viel Maulbeerbäume pflanzen, damit es inskünftige nicht an Blättern fehle. Es giebt aller Orten ledige Stellen, top Obst- oder Maulbeerbäume könnten hingesezt werden. Gute Wirthe benutzen alles.

Frage verständige Leute um das, was du nicht weißt, und sey begierig, etwas Gutes zu lernen und zu thun.

77. Mittel wider die Motten.

Die Motten thun sehr großen Schaden in Kästen und Kleiderschränken, denn sie scheeren erst die Lächer und Zeuge glatt, und durchbohren sie alsdann. Eine gute Haushälterin muß deshalb die Mittel kennen, wodurch sie dieselben auszrotten kann. Die besten sind folgende:

1) Man reibe die Teppiche, Vorhänge u. dgl. oft mit einer Locke von Schafswolle, die noch ihr natürliches Fett hat. Die Motten fressen nie die noch fette Wolle an den Schafen an, und der Schmetterling von der Motte legt nie seine Eier auf die Schafe, sie wählen vielmehr allemal Pelzwerke, die schon bereitet sind.

2) Terpentinöl auf Papierstreifen gestrichen und zwischen die Kleider gelegt, tödtet die Motten auch. Große Zeuge werden mit Terpentinöl gebürstet.

3) Eines der besten Mittel ist dieses, daß man die Beschlüge, Pelze und alle wollene Kleider und Sachen einigemal des Jahres ausklopfe und ausbürste. Es muß aber dies Ausklopfen besonders zu Ende des Augusts oder im Anfange des Septembers geschehen, denn um diese Zeit sind alle Motten, welche im künftigen Jahre zum Vorschein kommen sollen, geböhren.

4) Um sie aus den Kleidern sogleich heraus zu bringen, breite man die Pelze oder Kleidungsstücke völlig auseinander, so daß man eine Kohlpfanne

pfanne mit angezündeten Kohlen darunter stellen, und doch nichts verbrennen kann. Auf diese Kohlen legt man eine Portion von dem sogenannten Spanischen Pfeffer, entfernt sich aber gleich so eiligst als möglich aus dem Zimmer, weil der aufsteigende Dampf davon den Augen und dem Gesicht nicht zuträglich ist. Die Insecten werden dann gewiß davon getödtet.

Merkwürdig ist folgendes noch bey den Motten. So bald das Insect aus dem Ey kömmt, findet es auch gleich seine Nahrung und Wohnung in den Flocken des Zeuges, oder in dem Haare des Pelzwerkes, in welches der Schmetzterling das Ey gelegt hat. Das Gezelt dieses Geschöpfes, welches einem Muffe gleich, ist allemal von einerley Farbe mit dem Körper, von welchem es seine Nahrung nimmt. Geht es von einem wollenen Stücke von rother Farbe zu einem andern von grüner Farbe, so findet man seine Wohnung, welche bisher ganz roth gewesen, nachher grün gefärbt, welches aber ganz natürlich zugeht, weil die Motten ihre Wohnungen von dem zernagten Zeuge machen, welches zugleich zu ihrem Futter dient.

78. Morgenlied einer frommen Magd.

Im Feld, im Haus, im Bett, im Stall,
Da soll ich fromm seyn überall;
So will es Gott, der diese Nacht
Mich schützte, daß ich bin erwacht.

Das

Das Vieh schreyt mich um Futter an,
Ich will es pflegen, wie ich kann.

Sollt' ich für Lohn und Nahrung nicht
Auch treu beweisen meine Pflicht?

Kein Schade soll durch mich geschehn;
Man soll mich niemals müßig sehn.
Wehrt sich durch mich der Herrschaft Gut,
So lohnt mirs Gott, wenn sie's nicht thut.

Da lieben Thiere freßt euch satt!
Wohl dem, der Vieh zu warten hat!
Wie mancher hat nicht Vieh, nicht Brodt,
Und leidet sonst noch große Noth!

Mir fehlet nichts. Ich bin gesund;
Drum preiß ich Gott mit Herz und Mund!
Thu ich das meine gern und treu,
So leb und sterb ich sorgensrey.

79. Die Kirmse.

Die jungen Leute eines gewissen Dorfes feierten ihre Kirchweihfest auf eine recht heidnische Weise. So bald als der Kirmstag anbrach, brennte jeder junge Bursche eine Pistole aus dem Fenster ab, wobey sich mancher, der nicht gut mit dem Gewehr umzugehen wußte, die Hand verletzte, oder die Augen verbrannte, und auch mancher Kranke und manche Wöchnerin vor Schrecken im Bette hoch in die Höhe fuhr. Hierauf gingen die jungen Bursche in die Schenke,

um den Brandwein zu trinken, und da nahmen einige schon so viel zu sich, daß sie ihre Sinnen und ihren Verstand verlohren. Nun ging der Zug im vollen Jauchzen nach der Kirche, wo viele statt des warmen Dankes, den sie Gott für die Erhaltung ihres Bethauses, und für die Gelegenheit, sein Wort zu ihrer Besserung zu hören, hätten erweisen sollen, den frechsten Muthwillen ausübten. Nach der Kirche wurde das Sausen in der Schenke fortgesetzt, und darauf ging es auf den Tanzplatz, wo sich die jungen Mädchen des Dorfes in ihrer reinlichen Festkleidung eingefunden hatten. Diese mußten nun mehrentheils wider ihren Willen den Burschen im Brandwein Bescheid thun, weil jene es für eine Beschimpfung hielten, wenn diese sich weigerten. Durch dieses öftere Bescheidthun aber wurde manches Mädchen siech und ungesund, oder kam sonst in ein Unglück, worüber es sich hernach, so lang es lebte, grämte. Der Tanz selbst bestand in einem ausgelafnen Springen und Lermen, wobey das das Schlimmste war, daß die Bursche den Mädchen ihre reinliche Kleidung besudelten, und wol gar in der Böllerey zerrissen, woraus am Ende mehrentheils blutige Schläger reyen entstanden. Der Prediger des Dorfs eiferte alle Jahre in der Kirnstirche wider dieses heidnische Betragen, und sagte: sie würden, wofern sie es nicht unterließen, alle noch bey lebendigem Leibe in die Hölle hinabfahren; allein sein
Eifern

Eisern half nichts. „Der Herr Pfarrer, hieß es, gönnt uns diesen frohen Tag nicht.“ Nach einigen Jahren kam aber ein anderer Prediger auf das Dorf. Dieser war ein weiser und wahrer Bauernfreund, der für die leibliche Wohlfahrt seiner Gemeinde so sehr als für ihre geistliche zu sorgen sich vorgenommen hatte. Er predigte gleich im ersten Jahre öfters von der Gesundheit als der edelsten Gabe Gottes, und zeigte ihnen auf eine recht einleuchtende Art, wie sich der Mensch durch allerhand Ausschweifungen, besonders aber durch unmäßiges Essen und Brandweinsaufen an fröhlichen Tagen selbst um dieselbe bringen könne. Er lehrte sie, daß es allen Menschen von Gott vergönnt sey, unschuldige Freuden zu genießen, und daß Gott nur unwürdige und freche Lustigkeit dem Menschen zum Besten verboten habe. Am Kirmstage selbst machte er sie mit der Absicht des Festes recht bekannt, und zeigte ihnen, wie höchst undankbar sie sich gegen Gott, ihren größten Wohlthäter, betragen würden, wenn sie solche Freudentage in frecher Ausgelassenheit zubringen wollten. Auf diese Weise gelang es ihm, sie von ihrer heidnischen Kirmsefeyer nach und nach abzubringen. Sie tanzten zwar noch alle Jahr und waren fröhlich, dachten aber immer darauf, wie sie bey den Nachbarn und Fremden, die ihrer Kirmse bewohnten, Ehre einlegten, und ihr Gewissen nicht verletzten. Die Mädchen trugen auch das

ihrige mit bey, um dem Unfug und den Zänkereyen zu steuern, indem sie unter einander festsetzten, daß keine mit einem Burschen tanzen sollte, der sich betrunken hätte, und die reichen unter ihnen wollten gar nicht wieder mittanzen, wenn ihre armen Mitschwestern im Dorfe nicht auch mit zum Tanze genommen würden. So wurde dies Dorf in wenigen Jahren bey den benachbarten Dorfschaften das Muster einer christlichen Gott und Menschen wohlgefälligen Kirchweihfeyer.

Alles was ihr thut, ihr esset oder trinket, oder was ihr thut, so thut es zu Gottes Ehren.

80. M ä ß i g k e i t.

Ein Gespräch.

Lehrer. Sage mir den kleinen Vers her, Sophie, den du gestern gelernt hast.

Sophie. Wie thöricht ist, sich vieles nöthig machen,

Das theuer ist, und das ich nicht bedarf.

L. Genug. Glaubst du auch, Sophie, daß es thöricht ist, sich das Unnöthige nöthig machen?

S. O ja, das glaub ich wol; wenn ich z. B. statt Brodt lauter Semmel essen wollte.

L. Wodurch wird wol das Unnöthige nöthig?

S. Wenn man sich verwöhnt.

L.

L. Recht. Denn um bey deinem gegebenen Beyspiel zu bleiben, wer lange nur Semmel ißt, dessen Magen wird zu schwach, um gröberes Brodt zu verdauen. Weißt du nicht mehr Beyspiele?

S. Wer das Wasser für fein gut Getränk hält, und wenn er trinken will, glaubt, daß es Bier seyn müsse.

L. Und denn wol gar stark Bier. — Oder wer meint: Auf eine jede Mahlzeit gehöre ein Schluck Brandwein, sonst werde sie nicht verdaut, u. dgl. Aber ich weiß noch ein Beyspiel, wo diese Verwöhnung dem ganzen Nahrungsstande recht schädlich wird. Dieses ist bey dem gemeinen Mann die einreißende Gewohnheit, des Morgens und Nachmittags Thee und Kaffee zu trinken.

S. Wie sollte das so schädlich seyn, lieber Lehrer?

L. Was gehört denn zum Kaffee?

S. Heiß Wasser, Zucker und Kaffee.

L. Wenn z. B. des Nachmittags Wasser heiß werden soll, was gehört dazu?

S. Dazu gehört Feuer.

L. Also Holz. Wächst die Kaffeebohne hier zu Lande, und das, woraus der Zucker gemacht wird?

S. Nein, sondern in fremden Ländern.

L. Also, es muß gekauft werden, und das Geld dafür kommt nicht wieder ins Land, und

das Land, welches kaufen muß, wird ärmer an Gelde. Aber es ist noch ein Schade dabey. Der Mensch, der sich erst an diese warmen Getränke gewöhnt hat, wird dadurch, daß er sie endlich übermäßig genießen lernt, weil sie wohlschmecken, davon weichlich und schwach; wenn er nun die mit einer üblen Verdauung verbundnen Plagen fühlt, so sucht er sich vielleicht durch Brandwein zu helfen. Diesen lernt er endlich eben so im Uebermaaß trinken, und wird dadurch dann vollends dumm und zu allen Geschäften unbrauchbar. Was gehört nicht auch für Zeit und theures Geschirr zum Kaffee machen und trinken!

S. Und mein Vater spricht, die Landleute könnten ihre Gerste nicht mehr so gut los werden als sonst, weil die Braunahrung in den Städten ganz aufhörte.

L. Deine Bemerkung ist richtig, Sophie. Was ist also wahrer als der kleine Bers, den du zu Anfang herfagtest! Was willst denn aber du daraus lernen?

S. Daß ich mich an nichts gewöhne, was nicht mit meinem Stande, mit meiner Gesundheit und mit dem Wohlsfeyn meines Vaterlandes bestehen kann.

L. Und woran willst du dich denn gewöhnen?

S. Ich will mich zur Mäßigkeit gewöhnen.

L. Was verstehst du unter dem Worte Mäßigkeit?

S.

S. Die Enthaltung von allem Unnöthigen und Überflüssigen.

L. Dann mußt du aber zeitlebens immer trocken Brodt essen und Wasser trinken.

S. Ich glaube nicht, wenn ich etwas angenehmeres habe. Nur muß ich mein Herz nicht so daran hängen, daß ich durch dessen Ermangelung gleich unglücklich werde.

L. Wo schickt sich nun der Begriff von Mäßigkeit am besten hin, bey Brodt und Wasser, oder bey Borrath von reizenden Speisen und Getränken?

S. Ohnstreitig bey letztern; denn bey dem, was nicht zur Unmäßigkeit reizt, ist man von selbst geneigt, mäßig zu seyn.

L. Also Mäßigkeit besitzt derjenige, der nicht allein Enthaltbarkeit des Unnöthigen; sondern auch, wenn er Gelegenheit dazu hat, des Überflüssigen, zu üben sich gewöhnt, und den also seine Sinnlichkeit in keinem Stücke beherrscht.

S. Dann ist ja wol Mäßigkeit und Selbstverleugnung einerley?

L. Ja; in so weit, als der Unmäßige sich nie selbst verleugnen, oder seinen Sinnen etwas abschlagen gelernt hat.

Halte Maas in allen Dingen, denn auch das Erlaubte wird schädlich durch Übermaas.

81. Die Selbstmörderin aus Eitelkeit und Unverstand.

Mosette hielt, als sie noch jung war, sehr viel auf enge Kleidungsstücke. Dies war aber ihr größtes Verderben, denn sie machte sich dadurch siech und ungesund. Ihre Schuhe mußte der Schuster so knapp machen, als es nur möglich war, weil sie gern kleine Füße haben wollte, und die Absätze daran bestellte sie allezeit noch einen Zoll höher, als sie andre Mädchen trugen. So hielt sie auch das für schön, immer einen eng zusammengeschnürten Leib zu haben, und ließ sich deshalb eine Schnürbrust mit eisernen Stäben machen, welche gar nicht nachgab, und fest am Leibe anlag. Diese trug sie viele Jahre hindurch, und lachte, wenn sie verständige Leute von der großen Schädlichkeit enger Kleidungsstücke und besonders der Schnürbrüste reden hörte. Sie erfuhr aber mit ihrem eignen Schaden, daß sie Recht hatten. Denn mit zunehmenden Jahren stellten sich auch alle die Übel ein, welche mit dem Sinkern des Körpers vergesellschaftet sind. Außerdem, daß sie keinen sichern Tritt hatte, und bey dem kleinsten Spaziergange gleich über Schmerzen klagen mußte, bekam sie auch noch Krämpfe und Verhärtungen an die Füße, welche ihr oft sehr unangenehme Empfindungen machten. Durch das Zusammenschnüren des Leibes entstand schlechte Verdauung der Speisen, Mangel

gel an Eglust, Übelkeit, Kopf- und Zahnschmerzen, und wie die Übel alle hießen. Am sichtbarsten aber war der Schade alsdann, als sie in der Hoffnung lebte, Mutter zu werden. Da mußte sie erst recht für die Thorheiten ihrer Jugend büßen. Sie bekam nicht nur während ihrer Schwangerschaft schlimme Zufälle, von denen andere Mütter in solchen Umständen nichts wußten, sondern sah sich auch unter empfindlichen Schmerzen der Freude beraubt, gesunde und starke Kinder zur Welt zu bringen. Alles, auch die erste und heiligste aller Mutterpflichten, das Selbstfüllen ihrer Kinder wurde ihr beschwerlicher als andern Müttern, die in ihrer Jugend der guten Natur treu geblieben waren. Einst, als sie eben auch hoch schwanger war, wollte sie eine Freundin besuchen, und stürzte auf dem Wege so heftig hin, daß sie einige Stunden drauf den Geist aufgab. In diesem Unglück war aber weiter nichts schuld, als ihre verwünschten hohen Absätze.

Bucklichte Weibespersonen haben die Schnürbrüste, Kahlköpfe die hohen Frisuren, schiefe Frauenzimmer die Keifröcke, und Zwerginnen die hohen Absätze, ihre Gebrechen zu decken, erfunden. Wer aber gesund und wohlgebaur aus der Hand seines Schöpfers gekommen ist, der wird durch solche Thorheiten sein eigener Mörder.

Den

Den Umlauf des Geblüts hemm nicht durch
enge Kleider;
Nie sey der Mode Slav, der Slav von dein
nem Schneider.

82. Die Lerche.

Eine Fabel.

Als einmal das Korn reifte, und seine vollen
Ähren sich zu neigen anfangen, da sprach eine
Feldlerche zu ihren noch unbefiederten Jungen:

„Bald wird man erndten, und wir müssen
uns um bessere Sicherheit bekümmern. — Darum
gebt wohl Acht, was gesprochen wird, wenn der
Herr die Frucht besieht, und sagt mirs, wenn ich
vom Dache zurückkomme.“

Die alte Lerche flog fort. Indes kam der
Herr mit seinem Sohne, das Korn zu besehen.
„Sieh mein Sohn, sprach er, das Korn ist ja
schon reif, was verschieben wir länger die Erndte?
Geh eilend hin zu unsern Freunden, und bitte sie,
daß sie morgen früh kommen, und uns erndten
helfen.“

Als die alte Lerche zurückkam, da schlugen
die Kleinen ihre Flügelchen zusammen, und mel-
deten mit Zittern die bevorstehende Gefahr.

„Seyd ruhig, Kinder, antwortete die Alte;
die Freunde drängen sich eben nicht nach Arbeit
und Mühe; genug, morgen wird nicht geschnitten.
Gebt nur ferner Acht, was gesprochen wird.“

Am

Am andern Tage flog sie wieder, wie gewöhnlich, zum Wasser. Die Sonne schien schon heiß, und der Herr, der lange vergebens auf die Freunde gewartet hatte, sagte endlich zu seinem Sohne: „Das sind schlimme Zauderer, unsre Freunde! oder sie kommen wol gar nicht. — Lauf du lieber hin, und sag es deinen Schwägern und Bettern, daß sie morgen früh herkommen und uns helfen.“

Als die alte Lerche wiederkam, da war neue und größere Furcht bey den Jungen. „Nun hat der Herr, riefen sie, zu den Schwägern und Bettern geschickt — Ach Mutter eilet, bringt uns fort, sonst erndten sie, und greifen uns!“,

„Die Bettern und Schwäger, antwortete die alte Lerche, die vertreiben uns auch noch nicht! Noch hats keine Noth.“ —

Und in der That, als der dritte Morgen erschien, da kam weder Better noch Schwäger.

Nun ward der Herr des Kornes ungeduldig, rief seinen Sohn und sprach: „Nein, das ist zu toll, verlasse dich ja keiner auf andre! Geh hin, mein Sohn, und hole dir eine Sichel und mir eine. Wir wollen selbst drangehn, sonst fällt das Korn noch gar aus, wenn es länger steht.“

Als die alte Lerche dieses hörte, sprach sie: „Nun Kinder ist nicht länger zu warten — Jetzt wird es Gerst!“. Und darauf eilte sie mit ihren Jungen in die nächste Gerste, die noch grün war.

In

In solche Fabeln kleideten die Weisen vor Alters manche gute Lehren ein, um sie angenehmer und dem Gedächtnisse behaltbarer zu machen. Eine solche Fabel ist unter andern in der Bibel die vom Dornstrauch im Buch der Richter 9, 8 ff. Das gewöhnliche Kennzeichen dieser Erzählungen, die man Fabeln nennt, ist, daß darin solche Dinge, die weder menschliche Begriffe noch menschliche Sprachfähigkeit haben, doch als redend eingeführt werden.

83. Die Schweinezucht.

Ein Gespräch.

Nieken. Ihr spracht ja vorhin von guten Zuchtschweinen, lieber Vater, sagt mir doch, woran erkennt man denn, ob ein Schwein zur Zucht taugt oder nicht?

Vater. Deine Frage ist gut. Viele Leute wissen das nicht, und daher kommts, daß sie bey ihrer Schweinezucht so unglücklich sind. Wenn man Zucht- oder Mutterschweine kaufen will, so muß man ja dahin sehen, daß sie lang gestreckt und langseitig seyn, einen runden Rücken und viele Warzen am Bauche haben.

F. Warum denn viele Warzen?

V. Weil solche Schweine wol bis achtzehn Junge werfen können, unter welchen man sechs bis sieben der besten für sich behält, die übrigen aber nach der dritten Woche nach und nach

nach verkauft, oder als Spanferkel zur eignen Speise schlachtet.

S. Kauft man denn die Zuchtschweine im Frühjahr oder im Herbst?

V. Besser ist's im Frühjahr, denn da kann man sie im nächsten Sommer ohne viele Kosten durchbringen; kauft man sie aber im Herbst, so sind sie zwar wohlfeiler, aber auch schwerer durch den Winter zu bringen.

S. Warum haben wir aber alle Jahre nur so wenige Schweine, lieber Vater?

V. Die Schweine kosten viel zu erhalten, denn auch auf der besten Weide können sie sich nur kümmerlich erhalten, und müssen deshalb Morgens und Abends einen Trank von allerley Gespühle, gehacktem Kohl, Sallat- und Rübenblättern u. dgl. bekommen. Wenige wohlgefütterte Schweine bringen mehr Nutzen, und haben ein besseres und wohlschmeckenderes Fleisch, als viele, die, weil sie nur höchst dürftig können erhalten werden, ein zähes, grobes und unangenehmes Fleisch bekommen.

S. Womit füttert man denn die Schweine, wenn man sie mästen will?

V. Mit allerley; aber so verschieden die Fütterung ist, so verschieden ist auch die Güte und der Geschmack des Fleisches. Manche mästen ihre Schweine mit Ölruchen, aber da schmeckt und riecht das Fleisch nach dem Öl, wovon der Kuchen gemacht worden. Andere

Mädchenspiegel.

S

brau

brauchen die sogenannten Pferdebohnen, ingleichen Wicken und Erbsen zur Mast, davon bekommt das Fleisch einen widerlichen und strengen Geschmack. Noch andere mästen ihre Schweine mit saurer Milch, welche das Fleisch sehr schmackhaft macht. Die gewöhnliche Mastung geschieht mit Brantweinstrauch und geschrotetem Roggen oder Gerste.

S. Auch mit Kartoffeln, lieber Vater!

V. Ja! aber Kartoffeln allein gefüttert, tauzen nichts. Vieh, das mit Kartoffeln gefüttert und gemästet wird, hat bey weitem nicht die Kraft, und wenn es geschlachtet wird, den kräftigen Geschmack und das feste Fleisch und Fett nicht, als anderes, das mit Körnern ist gemästet worden.

S. Ich dachte, die Schweine fräßen auch Eicheln und Buchecker.

V. Gern fressen sie die, aber sie gerathen nicht alle Jahr, man kann sie auch nicht allemal haben. Ich will mir bald einige Eichstämmchen vor meine Wohnung setzen, denn die Eichelmast wird, weil sie körnigten Speck ansetzt, für besser gehalten, als Buchmast, wonach das Fleisch etwas zu süßlich schmeckt.

S. Warum ist aber unser Schweinstall so mit Stroh verstopft?

V. Wenn ein Schwein, besonders ein Mutter Schwein gedeihen soll, so muß es in einem trocknen und warmen Stalle stehn, und im Winter mit

mit einer guten Streu versorgt werden. In unreinen und kalten Ställen kommen selten gute Schweine auf. Hast du die Verschläge an der Krippe schon bemerkt?

F. Ja Vater, aber wozu dienen die?

V. Dazu, daß die Schweine den Kopf zwar gemächlich durchstecken, aber nicht in den Trog hineintreten und den Trank verschleppen oder verunreinigen können. Vom unreinen Getränk werden die Schweine leicht krank. Man muß ihnen immer die Krippe reinigen.

F. Das glaub' ich gern; ich würde auch bald krank werden, wenn ich immer von einem unreinen Teller essen müßte. Aber warum streuet ihr denn gestern den Schweinen Asche unter den Trank?

V. Dieß geschieht, um eine Krankheit zu verhüten, die man die Bräune nennt. Eine Hand voll reine Holzasche macht die kranken Schweine, wenn man sie ihnen die Woche etliches mal unter das Futter mengt, gesund, und bewahrt die gesunden vor dieser Krankheit.

F. Meine Pathe sagte neulich, eins von ihren Schweinen hätte den Zinterbrand bekommen, ist denn das auch eine Krankheit?

V. Allerdings! Schweine, die von dieser Krankheit überfallen werden, sind wie kreuzlahm, und können kaum auf den hintern Füßen stehen, die sie mit Mühe nachschleppen. Auf die Zunge bekommen sie kleine Blasen und andere Unreinig-

keiten. Nimmt die Krankheit zu, so fallen ihnen bisweilen die Borsten aus, oder, wenn man sie ihnen auszieht, sind sie an den Wurzeln blutig.

F. Hat man denn kein bewährtes Mittel wider diese Krankheit?

V. Noch kürzlich wurde im Reichs-Anzeiger (1792 Seite 1189.) ein solches bekannt gemacht, das bestand aus einer Pille, die aus einem halben Loth Antimonium, einem Quintchen Schwefel, einem halben Quintchen Kampfer bestand, welche mit Honig und Mehl formirt, täglich bis zur Wiedergenesung solle gegeben werden. Dabey müsse ihnen das Maul mit Salzwasser oder Lauge fleißig gereinigt werden, und ihr Trank müsse aus Molken mit Kleye vermischet, bestehen. Vielen Krankheiten kann man schon durch Spießglas und Schießpulver vorbeugen. Wenn man erstlich mit dem Futter fleißig abwechselt, und dann jedem Schweine alle Vierteljahre ein halb Loth rohes zu Pulver gestoßnes Spießglas und einen Löffel voll Schießpulver in den Trank giebt, zuweilen auch etwas Häringlake mit dem Futter vermischet, so erhält man sie gesund und bey Appetit, und Schweine sind für die Menschen sehr nützliche und unentbehrliche Thiere, er kann auch alles von ihnen benutzen.

Willst du Flug handeln lernen, so frage;
durch Fragen wird man Flug.

84. Die mütterliche Liebe bey den Thieren.

Ein Gespräch.

Ach seht doch Vater, rief Jettchen, wie sich unsere Glucke da geberdet, und wie geschwind die Jungen ihr unter die Flügel kriechen! Was bedeutet denn das?

V. Siehst du da oben hoch in der Luft das schwarze Pünctchen?

J. Ja, Vater, es schwebt so langsam, ist das ein Vogel?

V. Es ist ein Raubvogel. — Diesen sieht die Glucke über sich schweben, und darum ruft sie ihre Kinderchen ängstlich zusammen, aus Furcht, er möchte herabkommen, und ihr eins von ihren Kleinen rauben.

J. Thun denn das die Raubvögel?

V. Nicht selten geschieht das. Der Schöpfer hat aber den Hünern, wie vielen andern Thieren, ein sehr scharfes Auge gegeben, daß sie ihre Feinde gleich wahrnehmen können, wenn sie noch weit von ihnen entfernt sind, um sich vor ihnen zu schützen.

J. Wenn aber nun der Raubvogel gleichwol herabstieße, so wäre ja die Glucke selbst in der größten Gefahr, von ihm mit fortgeführt zu werden?

V. Diese Gefahr nimmt sie gern über sich, wenn sie nur ihre Jungen schützen kann.

J. So ist ja die Glucke eine wahre Mutter gegen ihre Jungen; sie warnt, sie schützt sie, und übernimmt ihrentwegen die größten Gefahren.

V. Da hast du recht, mein Kind; auch unter den Thieren findet die zärtlichste mütterliche Liebe gegen ihre Jungen statt. Bewundre hiebey Gottes weise Einrichtung. So lange als die Glucke blos Henne war, flog sie schüchtern und wild in die Höhe, so bald sich nur etwas fremdes auf dem Hofe sehen ließ. Jetzt, da sie Junge hat, ruft sie ihre Kinderchen zusammen, und versammelt sie unter ihre Flügel, um sie vor ihren Feinden zu schützen. Sie geht muthig auf den los, der nach ihren Kindern greifen will. So gern sie sonst selbst frist, so sorgfältig wendet sie jetzt ihren Kindern jedes Körnchen zu, das sie im Miste findet. Wenn sich eins von ihren Jungen verläuft, so geht sie so lange bekümmert umher, und lockt, bis sie es wieder gefunden hat. Ist das nicht wahre Mutterliebe?

J. Ja wohl Vater. Mich deucht, die Reichen möchten wol manches Kind beschämen, das sich zwey drey mal von seiner Mutter rufen läßt, eh' es zu ihr kömmt.

V. Leider ist deine Bemerkung richtig. Das für gerathen aber auch solche ungehorsame Kinder oftmals in allerley Noth und Unglück, vor dem sie sicher gewesen wären, wenn sie ihren Aeltern gefolgt hätten. Es giebt aber auch Aeltern, die

die sich wegen ihrer Sorglosigkeit in Rücksicht auf ihre Kinder von der unvernünftigen Glücke beschämen lassen. Diese erleben aber auch wenig Freude.

So wie die Glücke ihr Nest unter ihre Flügel versammelt, um es vor aller Gefahr zu schützen, so hat auch der gute Gott durch Jesum die Menschen überhaupt warnen lassen vor der Gefahr, ihre Seelen zu verderben, aber viele wolten noch immer den wohlmeinenden Warnungen Gottes nicht folgen. Luc. 13, 34.

85. Von der Seligkeit.

Einsmals fragte Louischen ihren Vater, was denn das hiesse: in den Himmel Kommen; oder selig werden. Und ihr Vater belehrte sie darüber folgendermaassen: Die Seligkeit, nach welcher du fragest, sprach er, ist erst nach dem Tode möglich, denn sie ist der Zustand eines stets währenden Wohlseyns. In diesem jetzigen oder ersten Leben aber ist, wie du weißt, nichts Beständiges oder Stetswährendes. Gesundheit wechselt mit Krankheit ab; die Güter, die wir besitzen, können auf mancherley Art uns genommen werden, und selbst des vergnügtesten Lebens Ende ist der Tod. Wenn wir aber zu jenem bessern oder zweyten Leben durch Gottes allmächtigen Befehl dereinst aus unsern Gräbern auferstehen werden, um niemals wieder zu sterben,

dann werden wir uns auch geschickter befinden, als jezo, stetswährende Freude zu genießen. Also stelle dir, mein Kind, die Seligkeit vor, als eine Versammlung lauter guter Menschen an einem höchstangenehmen Orte. Du weißt, worin die guten Menschen ihre Freude suchen. Sie wollen nemlich gern nützlich seyn, und machen, daß von ihrentwegen viel Gutes dasey; sie lieben Gott, weil sie viel Gutes von ihm wissen, und gern täglich mehr dazu lernen. Oft werden sie hier auf Erden an der Ausführung ihrer guten Vorsätze gehindert, denn der Böse mag den Guten nicht leiden. Nun aber hindert sie nichts mehr. Nun erfahren sie, was ihre guten Handlungen für gute Früchte gebracht haben. Da kömmt dieser und jene, denen sie durch gutes Exempel, Rath oder That halfen, dankt ihnen und liebt sie. Nun wird auch ihre Liebe zu Gott immer reiner und stärker, und mit jeder neuen Erkenntniß und Ueberzeugung, daß Gott sie stets geliebet, und mit lauter Güte sie zu sich gezogen habe, wächst ihre Glückseligkeit. Sie verstehen auch nun manches besser, als vorhin, was sie, aus Vertrauen auf Gottes Zusage, nur geglaubt hatten. Alsdann loben sie Gott einmüthig mit allen Engeln und seligen Geistern. Und so wird ihre Freude stetswährend, weil sie von keiner Noth oder Angst unterbrochen wird.

„Ach

„Ach Vater, rief Louischen, ich will auch selig werden!“, Dann mußt du dich jezo schon gewöhnen, antwortete der Vater, deine Glückseligkeit darin zu suchen, daß du Gott über alles liebst, seinen Willen dir fleißig bekant machst, damit du ihn gern und willig befolgen könnest; jezo schon andern Menschen nützlich zu werden trachten, damit Gott und alle gute Menschen einen Wohlgefallen an dir haben können.

86. Goldne Lehren.

Mädchen, deiner Aeltern Liebe
Weihe deine besten Triebe!
Ehrfurcht, Treue, Dank, Gehorsam
Laß des Alters Krone seyn.

Denke, daß dich Gottes Auge
Ueberall bemerkt, gebrauche
Deine Zeit zu guten Werken,
Um des Anblicks werth zu seyn.

Um dich stets zu überwinden,
Laß die Klugheit Mittel finden
Deine Leidenschaft zu dämpfen,
Sonst wird sie gar bald dein Herr.

Durch den Horn und Schwelgereyen
Deine Jugend zu entweihen,
Hüte dich wie vor den Schlangen,
Laß die Jugend Wächter seyn!

Prüfe, ohne dich zu zanken,
Recht und Unrecht in Gedanken,
Weisheit und der Klugheit Lehren
Müssen deine Leiter seyn!

Veyispiel oder fremden Sitten
Folge nie mit raschen Schritten,
Thu und rede wohlbedächtig
Nur was gut und nützlich ist.

Rein am Leib und in der Seele
Meide stets den Neid, und wähle
Großmuth gegen deine Feinde,
Mäßigung in jedem Glück.

Viel zu thun, und viel zu denken,
Sey die Regel, dich zu lenken;
Nur durch sie blüht deinem Alter
Ehre auf der Weisheit Bahn.

Gott nun kann das Werk vollenden;
Bitte Weisheit von den Händen,
Die dir Muth und Weisheit geben;
Gott giebt gern, was nützlich ist!

87. Das Lob der Tugend, und der
Entschluß, ihr treu zu bleiben.

Ich will mein ganzes Lebelang
Die schöne Tugend ehren,
Und niemals auf den Lockgesang
Des frechen Lasters hören.

Es locke hin, es locke her,
 Ich will den Kampf bestehen,
 Um leichter und zufriedener
 Des Lebens Weg zu gehen.

Und weiß das Laster öfters sich
 In Tugend zu verkleiden;
 Dann Weisheit lehre Wahrheit mich
 Vom Scheine unterscheiden.

Und froh und fröhlich sey mein Herz,
 Denn Trübsinn macht nicht frömmere;
 Doch voller Unschuld, wie der Scherz
 Der sanften Frühlingslämmer.

Weit schlimmer ist des Lasters Gift,
 Als Gift der tückischen Schlange;
 Wenns Jüngling oder Mädchen trifft,
 So welkt die Rosenwange.

Und Unschuld stirbt davon, so wie
 Die junge zarte Lilje;
 Drum will ich wachen, daß ich früh
 Des Lasters Keim vertilge.

Will jeden fehlgethanen Tritt
 Auf frischer That verbessern;
 Wie leicht verführt ein kleiner Schritt
 Uns nicht zu einem größern!

Und ist der größte erst gethan,
 So lernt man weiter gehen, —
 Und so ist endlich um die Bahn
 Der Tugend ganz geschehen.

Allein,

Allein, wer sie mit Muth betritt,
 Dem strahlt von fern die Krone;
 Drauf still zu stehn, ist schon ein Schritt,
 Der uns entfernt vom Lohne.

Drum kühn hinan aus diesem Thal,
 Wärs auch die steilste Höhe;
 Die Bahn hinan, bis ich den Strahl
 Der Siegerkrone sehe.

Und wenn einst hier mein Auge bricht,
 Ich unter Weilschen schlafe;
 So weckt mich einst ein Tag, doch nicht,
 Das weiß ich, — nicht zur Strafe.

Und wach' ich dann, o Engelchor!
 Dann hör' ich deine Lieder!
 Und alle, die ich hier verlor,
 O Gott! seh' ich dort wieder.

Ja hier folgt jeder edlen That
 Der Hoffnung süßer Segen;
 Sie reißt wie grüne Weizensaat
 Der Zeit der Erndt' entgegen.

Der Tag, wenn ich was Gutes thu,
 Ist hier, schon hier beglückend; —
 O schön ist er! und dann die Ruh
 Am Abend wie erquickend!

Wenn dann so still vor meinem Blick
 Die That des Tages schwebet,
 Dann fühl ich ganz, wie hoch dies Glück
 Den Geist zu Gott erhebet.

So

So glücklich lebt, so ruhig stirbt,
 Wer stets die Tugend ehret;
 Kein Glück in dieser Welt erwirbt
 Ihm das, was sie gewähret.

Mich schrecke nichts, müßt' ich auch noch
 Um Tugend etwas dulden;
 Wohlan! bleibt meine Seele doch
 Rein von Gewissensschulden.

So will ich denn mein LEBELANG
 Dich schöne Tugend ehren!
 Und nie auf deinen Lockgesang
 Du freches Laster hören!

88. Tischlied.

Gefättigt bin ich, und bring hier
 O Gott, dir meinen Dank!
 Denn wer als du verliche mir,
 Die Speise und den Trank?

Was lebt und webt im ganzen Land
 Verdankt dir, was es hat;
 Du thust auf deine milde Hand
 Und Mensch und Vieh wird satt.

Dies präge von der Kindheit an
 Mir tief ins Herz hinein;
 Damit ich lerne, wie ich kann
 Mich deiner Güte freun.

Bep

Bey jeder Mahlzeit stärk sie mich,
 Dir sicher zu vertraun!
 Sie lehr mich täglich mehr auf dich
 Und nicht auf Menschen bau.

Und schicktest du uns theure Zeit,
 Uns drückte Noth und Schmerz;
 Wir schwachteten in Dürstigkeit,
 So stärk der Trost das Herz:

Gott, der die Seinen herzlich liebt,
 Der sorget auch für sie.
 Er, der dem Vieh sein Futter giebt,
 Vergift den Menschen nie.

89. a) Der wahre Freund.

Der Freund, der mir den Spiegel zeigt,
 Den kleinsten Flecken nicht verschweigt,
 Mich ernstlich straft, mich freundlich schilt,
 Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt;
 Der ist ein Freund,
 So wenig er es scheint.

b) Der falsche Freund.

Doch der, der mich stets schmeicheln preiset,
 Mir alles lobt, nie was verweist,
 Zu Fehlern mir die Hände beut,
 Und mir vergiebt, eh ich bereut;
 Der ist ein Feind,
 So freundlich er auch scheint.

90. Ein Kinderlied.

Kinder, gerne wollen wir
 Nun zur Schule gehen;
 Sorgt der Lehrer doch dafür,
 Daß wir es verstehen,
 Was er lehrt; es ist nicht schwer,
 Wie mans jezo treibet;
 Leichter wird es immer mehr,
 Wer nur fleißig bleibet.
 Wenn wir groß sind, gehts uns wohl,
 Jeder will uns haben,
 Denn wir wissen, wie man soll
 Nützen Gottes Gaben.
 Wer der Menschheit Nutzen sucht,
 Dem nützt sie auch wieder,
 Faulheit sey von uns verflucht,
 Arbeit stärkt die Glieder.
 Alles Gute kömmt von Gott;
 Segne du die Lehren,
 Die wir, o du guter Gott,
 Jetzt so reichlich hören!
 Segne du an uns dein Wort,
 Daß wirs thätig ehren!
 Dann wird sich an unserm Ort
 Jugend schnell vermehren.

Alle zusammen:

Gott laß sich an unserm Ort
 Jugend schnell vermehren.

91. Ein Kirmeslied.

Mel. In Holland steht ein Haus 2c.

(Das erste Mädchen aus der Tanzgesellschaft singt folgende 3 Strophen allein.)

1.

Zum Tanz herbey; zum Tanz! :|:
 Kommt, halt't mit uns den Kirmsentanz!
 Tanzt mit uns!
 Tanzt mit uns!

Kommt Schwestern, kommt zum Tanz.

2.

Wir leben heute froh! :|:
 Wir leben heute herzlich froh!
 Alle froh!
 Alle froh!

Wir Schwestern leben froh!

3.

Willkommen in den Kreis! :|:
 Wir wollen heute lustig seyn;
 Groß und Klein,
 Kommt herein!

Willkommen in den Kreis!

(Diese 3 Strophen wiederholen nun alle zusammen, und dann fängt das 2te Mädchen an:

4.

Auf Gottes Welt ist's schön! :|:
 Da giebt's der Freuden mancherley;
 Mensch und Thier
 Freut sich hier;

Auf Gottes Welt ist's schön!

(Alle zusammen.)

(Das

(Das 3te allein.)

5.

Sie ist kein Jammerthal! :|:
 Der gute Gott hat sie gemacht,
 Schön gemacht,
 Gut gemacht,
 Sie ist kein Jammerthal!

(Alle zusammen.)

(Das 4te allein.)

6.

Das bunte Blumenheer :|:
 Das schöne warme Sonnenlicht
 Schuf zur Lust,
 Uns zur Lust,
 Der große Welten-Herr!

(Alle zusammen.)

(Das 5te allein.)

7.

Die Quelle, die uns tränkt, :|:
 Den Acker, der uns Brodt verschafft,
 Frisches Blut,
 Frohen Muth,
 Hat uns der Herr geschenkt.

(Alle zusammen.)

(Das 6te allein.)

8.

Auch Ältern gab er uns, :|:
 Die uns zu guten Menschen früh
 Zu erziehn
 Sich bemühn,
 Wie gut meints Gott mit uns!

(Alle zusammen.)

(Das 7te allein.)

9.

Zu unsrer Ältern Lust, :|:
 Zu aller guten Menschen Lust
 Wollen wir
 Heute hier
 Recht froh und lustig seyn.

(Alle zusammen.)

Dritte



Dritte Abtheilung.

92. Die gute Gewohnheit.

Christine versäumte des Sonntags ohne Noth keine Kirche, richtete auch ihre häuslichen Geschäfte so ein, daß ihre Kinder und ihr Gesinde hineingehen konnten. In der Kirche hatte sie sie beständig vor Augen, und gab ihnen einen ernstlichen Wink, wenn sie plauderten, oder schlafen wollten. Des Abends mußten sich nur die Kinder und Mägde um sie her versammeln, und nun fragte sie, was sie aus der Predigt behalten hätten. Wer dann am meisten wußte, den ehrte Christine vorzüglich, und sprach mit ihm über das, was sie wußte. Auch zeichnete sich das Gesinde, welches bey ihr gedient hatte, allemal vor andern aus, denn es hatte bey ihr viel Gutes gelernt.

Du sollst den Sabbath heiligen!

Wie viel Böses geschieht am Sonntage, und nur der feyert den Sonntag recht, der an demselben viel Gutes thut.

93. Die Freundin in der Noth.

„Liebe Nachbarin, meine Magd ist auf dem Kartoffelstücke, und meine Tochter, mit der ich heute ganz allein zu Hause bin, ist plötzlich von einem Blutsturze überfallen worden. Wenn ich doch nur einen Freund hätte, der mir gleich zum Arzte ginge, ich darf sie nicht allein lassen. Könnt ihr denn nicht etwa eine Viertelstunde abkommen, ihr würdet mir einen großen Gefallen erweisen?“
 So sprach Zanne zu Christianen, und diese er hörte ihre Bitte, und holte, ob sie gleich eben am Waschtroge stand und wusch, den Arzt herbey. Als ihr nachher Zanne ihr Versäumniß vergüten wollte, sagte Christiane: „Meine Pflicht, dem Nächsten in der Noth beizustehen, lasse ich mir mit keinem Gelde bezahlen.“ Seit der Zeit war Zanne ihrer Nachbarin sehr gut, und rühmte es oft, daß sie ihr damals in der Noth so gern und unentgeltlich geholfen hätte.

Wer uns in der Noth gern beysieht, der ist unser wahrer Freund. Sir. 6, 7. 15.

94. Die neidische Nachbarin.

Eine Bauerfrau hatte ein trefflich Ackergut, und Vieh, so gut als einer im Dorfe, und doch gönnte sie keinem Menschen etwas Gutes. Des Abends, wenn das Vieh nach Hause kam, stellte sie

sie sich in die Hausthür und ärgerte sich, wenn eine gute Kuh vorbeiging, die dem Nachbar gehörte. Wenn sie auf dem Felde guten Flachs sah, der ihr nicht zugehörte, so sprach sie: „Ich weiß nicht, wie es die Leute machen, ihnen geräth alles, und mir gelingt nichts.“ Gleichwol gewann sie dabey nichts, schadete sich vielmehr. Denn weil sie sich immer ärgerte und zankte, so waren ihr nicht nur die Leute im Dorfe nicht gut, sondern sie selbst war auch beständig kränklich, und starb in ihren besten Jahren am Gallenfieber, als einst des Schulzens Frau von einem entfernten Anverwandten hundert Rthlr. geerbt hätte. Sir. 14, 9. 10. 1 Petr. 2, 1. Jacob. 3, 16.

95. Die Folgen des Unfriedens.

Eine Dorfschaft Bauern lebte lange in Frieden und Wohlstande. Einst aber, als eine neue Kirche gebaut wurde, verzürnten sich die Weiber darüber, wer auf der ersten oder zweyten Bank sitzen sollte? Da kam Feindschaft und Plauderey unter die Leute, woraus Zänkereyen im Umgange und vor Gerichte entstanden, so daß sie aus Verdruß und wegen beständiger Proceße ihre Wirthschaft versäumten, und große Unkosten hatten. Es währte auch nicht eines Mannes Leben, so hatten sie sich alle arm gezankt.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

3 3

Wehre

Wehre den Plaudereyen, und ersticke sie im Anfange, sonst ersticken sie dich! Sir. 8, 4. 13.

Der Stolz ist die Ursach der meisten Feindschaft.

Sey nicht begierig nach eitler Ehre. Gal. 5, 26.

Der Klügste giebt nach.

Verleumde deinen Nächsten nicht. 3 B. Mos. 19, 16.

96. Die Sanftmüthige.

Juliane, ein sehr fleißiges und ordentliches Mädchen, heirathete einen Wittwer, der schon drey ziemlich erwachsene Kinder hatte. Im Anfange, als sie ins Haus gekommen, und Frau geworden war, wollte sie den verwilderten Haushalt wieder in Ordnung bringen, und die Kinder zur Ordnung, Arbeit und Keulichkeit anhalten. Sie wurde deshalb oft von den Auerwandten der verstorbenen Frau angefeindet, und mit empfindlichen Reden gescholten. Aber sie schalt nicht wieder, sondern sprach: „Freunde, warum scheltet ihr auf mich? ich suche ja der Kinder Bestes. Ohne Ordnung und Fleiß kann keine Familie glücklich seyn. Mit der Zeit werdet ihr das besser einsehn, und mir danken.“ Dies geschah denn auch wirklich, und so sehr sie Julianen anfänglich gehaßt hatten, so sehr liebten sie sie in der Folge, als sie ihre redlichen Absichten hatten kennen lernen.

Spr.

Ev. Gal. 16, 32. Der seines Muthes Herr ist, ist größer als der Städte gewinner.

Vergeltet nicht Böses mit Bösem, sondern traget es sanftmüthig, wenn ihr um etwas Guten willen leiden müßet, so werdet ihr eurem sanftmüthigen Zeilande Jesu Christo ähnlich.

97. Die verständige Mutter.

Marie hatte viele Kinder, aber sie hütete sich sorgfältig, ein Kind mehr zu lieben als das andre. Wenn auch ein Kind viel besser ausfah als das andere, und es war unartig und böshaftig, so strafte sie es doch ohne Verschonen, denn sie sprach: Gott hat mir diese Kinder alle gegeben, für alle soll ich Mutter seyn. Ein jedes wird Gott einmal von meinen Händen fordern. Ach Gott, gieb mir doch rechte Weisheit, daß ich sie zu guten nützlichen Menschen erziehen möge! Wenn eins starb, so betrübte sie sich nicht ohne Maasse. Sie that vorher alles, um es zu erhalten; starb es aber doch, so lobte sie Gott, so bald sie nur den ersten Schmerz ausgeweint hatte. Denn sie sprach: „Mein Kind ist ja nicht verlohren, darum weil es gestorben ist. Ich weiß aus Gottes Wort, daß die Seele nicht stirbt, sondern erhalten wird zum bessern und ewigen Leben.“ Ihre Kinder geriethen auch alle wohl, und wurden nützliche Menschen.

Sir. 20, 2. Wer sein Kind in der Zucht hält, der wird sich hernach seines Kindes freuen.

98. Der Selbstbetrug.

Zwo Frauen, die sich seit langer Zeit gram gewesen, begegneten sich an einem Brunnen, und jede wollte zuerst Wasser schöpfen, denn jede behauptete, ihr Vieh könne keinen Augenblick länger warten. Hierüber geriethen sie in ein langes heftiges Gezänke, und mußten endlich unter dem Gelächter aller Nachbarn von ihren Männern auseinander gebracht werden. Das Vieh, um welches sie so besorgt zu seyn schienen, hatte indeß stundenlang Durst leiden müssen.

So hintergeht der Mensch sich selbst, wenn bey ihm böse Triebe rege werden! Diese Frauen glaubten, sie zankten sich nur aus Sorgfalt für ihr Vieh, und doch zankten sie sich bloß, weil sie einander haßten. Mit jeder andern hätten sie sich gut vertragen, und ihr gern erlaubt, zuerst zu schöpfen.

Gebt wohl Acht, Kinder, auf die geheimen Bewegungen, die in euch entstehen, damit ihr euch nicht selbst zu bösen und schädlichen Handlungen verführet!

99. Die Wollenspinnerin.

Tragemans Frau, eine Wollenspinnerin, war lässig und faul. Kein Tuchmacher gab ihr gern zu spinnen, weil sie die Wolle so schlecht spann, daß sie mit vieler Mühe und doch nicht gut verarbeitet werden konnte. Und wer denn doch von ihr wollte gesponnen haben, mußte sehr vorsichtig dabey seyn, denn sie tauschte die Wolle gern aus. Da ihr nun keiner gern etwas zu verdienen gab, außer im Nothfall, wenn keine andre zu haben war; so verdiente sie auch wenig, konnte sich nichts zu gute thun, kam immer mehr und mehr von Kräften, und die Arbeit wurde ihr von Tage zu Tage saurer. Davon ward sie nun auch endlich verdrießlich, mürrisch, neidisch und zänkisch gegen jedermann. Ihr Mann war eben so träge und faul wie sie. Niemand mochte ihn zur Arbeit haben, denn er hinderte nur die andern, und wenn man ihm ja Arbeit gab, so mußte gewiß auch jemand bey ihm zur Aufsicht angestellt werden. Die Kinder dieser Leute hatten oft darum, daß ihre Ältern so lässig waren, kein Brodt, um den Hunger zu stillen, und mußten fast täglich Zeugen seyn von den Schlägereyen ihrer Ältern. — Einst, als sie des Abends mit ihrem Manne vor der Thür saß, klagte sie gegen eine andre fleißige Spinnerin und sprach: „Wir armen Leute, uns geht es bey unserm Wollespinnen recht übel!“, „Nein, antwortete jene, nur den Faulen unter

uns geht es schlecht. „ Wer ordentlich arbeiten will und kann, dem mangelt nichts, als das, was überflüssig und also entbehrlich ist.

Armuth ist ein Gefährte der Faulheit. Spr. Sal. 6, 6. 11, 14. 23.

100. Die rechtschaffene Frau.

Marie hatte einen Mann, der sehr zum Zorn geneigt war, und bey allen Gelegenheiten in Heftigkeit und Eifer gerieth. Als Marie das merkte, vermied sie desto sorgfältiger alle Gelegenheiten zum Verdruß, und war so fleißig und ordentlich, daß ihr Mann fast keine Gelegenheit finden konnte. Wenn sie dann sah, daß er doch verdrießlich wurde, so war sie desto freundlicher gegen ihn, und widersprach ihm nicht. Oft bat sie Gott in ihrer Einsamkeit um die Besserung ihres Mannes und um Geduld. Endlich ward sein Herz erweicht, und als sie einstmals zum Abendmahle gehen wollten, bat er seine Frau, ihm alles sein Unrecht zu vergeben, und versprach aufrichtig, sich zu bessern. Da betete Marie mit ihm zu Gott um Beystand zur Erfüllung dieses Vorsazes. Und sie führten nachher eine glückliche und zufriedene Ehe.

Eine rechtschaffene Frau kann viel zur Besserung ihres Mannes beytragen. Sir. 26, 1.

Jac.

Jac. 4, 19. Wer einem Menschen zur Tugend behülflich ist, hat großen Lohn von Gott zu erwarten.

101. Gieb jedem das Seine und laß auch jedem das Seine.

Ein Kaufmann vertraute einem armen Handwerksmann, bey dem er allemal auf der Reise zur Messe einzukehren pflegte, eine Summe Geldes an, weil man ihm gesagt hatte, daß der Weg nicht sicher wäre. Er starb aber unterdessen an der Kolik. So bald der ehrliche Handwerker gewisse Nachricht von dem Tode des Kaufmanns eingezogen hatte, so packte er das Geld ein, um es an seine hinterlassenen Anverwandten zu schicken. Seine Frau war damit nicht zufrieden. „Mann, sagte sie, sey doch kein Thor, und schicke das Geld fort, es weiß ja niemand etwas davon, du hast ja auch keine Handschrift von dir gegeben; seine Anverwandten wird das Geld eben nicht arm machen; wir könnten es in unsre Profession verwenden, und unsere Kinder besser ernähren.“ „Gott bewahre mich! gab ihr der ehrliche Mann zur Antwort, nicht einen Groschen könnte ich davon nehmen. Eben darum muß ich das Geld wieder an seinen rechten Herren bringen, weil es mir, als einem ehrlichen Manne, ohne Handschrift ist anvertraut worden. Gott hat uns ja noch niemals

mal

malß verlassen, und wenn wir ihn immer vor Augen haben, fleißig sind, und unsre Sachen zu Rathe halten, so wird er uns immer so viel geben, daß wir uns und unsre Kinder ehrlich ernähren können. Und wenn du sprichst, es wisse es niemand, daß ich das Geld in Verwahrung habe, so ist ja das nicht wahr. Gott und mein Gewissen würden es mich nicht vergessen lassen., Er schickte hierauf das Geld wirklich fort an die Wittve des Kaufmanns. Diese aber, gerührt durch die Ehrlichkeit des armen Professionisten, legte noch einmal so viel dazu, und schickte es ihm als ein Geschenk zurück.

Reizungen zur Ungerechtigkeit besiegen zu können, ist die größte Kunst. Wohl dem, der sie versteht. Philipp. 2, 4. Jerem. 12, 13.

102. Du sollt den Sabbath heiligen!

Juliane pflegte, wenn andre Weiber des Sommers nach dem Gottesdienste herumgingen, und die Zeit mit unnützem und ärgerlichem Geschwäg zubrachten, unter Singen und Beten ihre und ihres Mannes, wie auch der Kinder Wäsche, Bette und Kleider zu benähen und auszubessern, oder auch zu stricken. Wenn nun andre Nachbarinnen sich darüber aufhielten, und sie nöthigten, in solcher Zeit mit ihnen ins Wirthshaus zum Tanz oder auf ein nahegelegenes Dorf zu gehen; so pflegte sie sich mit diesem Reime zu entschuldigen:

Wer

Wer sich ehelich will ernähren, muß viel flicken und wenig verzehren. Und bey solchen Gefinnungen ging es ihr und ihren Kindern immer sehr wohl.

103. Die Bitterung.

Murrkopfs Frau war immer mit der Bitterung nicht zufrieden. Wenn es regnete, verlangte sie Sonnenschein, und wenn es schön Wetter war, so sollte es regnen. Bald war es ihr zu kalt, bald wieder zu warm. Wer zu ihr, oder zu wem sie kam, der mußte auch ihre Klagen über das vermeinte schlechte Wetter mit anhören. Einmal kam sie zum Prediger, und wollte dem auch ihre Klagen wegen der lange anhaltenden Nässe vorleyren. Aber da kam sie übel an: „Wenn ihr doch, sprach der wackre Mann, nur den großen Hausvater, den alten treuen Gott, der so viele tausend Jahre hindurch alles so gut gemacht, nicht tadeln wolltet! Ihr wünscht Sonnenschein und trocken Wetter, und der Vortheil, den es euch im Anfange gebracht hätte, würde durch den nachfolgenden Schaden vielleicht im Ganzen so verbittert seyn, daß ihr gewünscht hättet, nicht so gewünscht zu haben. Gott giebt und thut alles zu seiner d. i. zur rechten Zeit. Wißt ihr, arme Frau, diese nach allen ihren Umständen und Folgen? Was sind doch unsre Wünsche! Wie unglücklich wür-

den

den wir seyn, wenn sie alle erfüllt würden! „
Die Frau ging beschämt fort, und unterließ von
der Zeit an ihre thörichten Klagen über die Witz-
terung.

Es ist sehr gut, daß der Vater im Himmel
seinen kurzsichtigen und unverständigen Kindern
nicht alles giebt, was sie wünschen.

104. Das Glück des Tugendhaften schon hier auf Erden.

Marie war in der Jugend von ihren Ältern
zur Schule gehalten, und zu Fleiß und Rechtschaf-
fenheit gewöhnt worden, daher war sie verständig
und liebte das Gute. Als sie herangewachsen,
und zum Heirathen tüchtig worden war, gewann
sie ein arbeitsamer und tugendhafter Jüngling lieb,
der sie kannte. Ihr Ehestand war glücklich, denn
sie liebten sich beide und hielten über Ordnung und
Zucht im Hause. Ihr beiderseitiger Fleiß machte
denn auch, daß sich ihr Vermögen vermehrte;
und von diesem Segen waren sie wohlthätig und
dienten gern mit Rath und That, daher war ihnen
jedermann gewogen. Sie gingen auch allem Zank
aus dem Wege, mengten sich nicht in Dinge, die
sie nichts angingen, und gaben einem jeden das
Seine. Daher blieben sie von Processen und
Strafen frey, und die Herrschaft mochte sie ihrer
guten Wirthschaft und Bescheidenheit wegen sehr
wohl

wohl leiden. Weil sie mäßig lebten, ihre Kräfte nicht durch unmäßigen Genuß der ehelichen Freuden verschwendeten, sich nicht ärgerten und zankten; so blieben sie gesund, und erreichten ein frohes Alter. Auch ihre Kinder geriethen wohl, weil sie ihnen immer mit ihrem guten Beyspiel vorgingen, und sie von Jugend auf gewöhnten, Gutes zu thun.

So ist also die Tugend der sicherste Weg zur Glückseligkeit.

105. Eine wirkliche Gotteslästerung.

Eine am Gemüth franke Weibesperson in einem gewissen Dorfe erhing sich, und konnte durch die angewandten Mittel nicht wieder zum Leben gebracht werden. Man begrub sie also in der Stille, und niemand hatte was dagegen, weil die Einwohner des Dorfes größtentheils friedliche, verständige, und ihrer Obrigkeit gehorsame Leute waren. Gleich darauf entstand aber lang anhaltende nasse Bitterung, und nun urtheilten die Einfältigen, die noch unter ihnen waren: der Regen ließe darum nicht nach, weil die Selbstmörderin mit zum Himmel gekehrtem Gesicht sey begraben worden, anstatt, daß man sie mit dem Gesicht unterwärts hätte legen sollen. Die Leute machten sich also die alberne Vorstellung: Der Allgütige, der freylich keinen Gefallen am Selbst-

Selbstmorde hat, sey im Stande, deswegen vielen Tausenden von Menschen und Thieren Schaden zu thun, weil ein todter Körper auf dem Rücken oder dem Bauche liegend verfaule.

Du sollt den Namen Gottes nicht missbrauchen.

106. Die vorsichtige Hausfrau.

Sophie konnte allen guten Hausmüttern in der Sorgfalt, Feuer zu verhüten, zum Muster dienen. Sie ging nicht nur selbst im Hause mit Feuer und Licht vorsichtig um sondern hatte auch auf ihre Hausgenossen immer wohl Acht, daß sie ein Gleiches thaten. Sie ließ niemanden des Abends mit Licht ohne Laterne auf den Boden oder in die Ställe gehen, den Schwefel hatte sie selbst in ihrer Verwahrung, weil sie aus Erfahrung wußte, daß die Mägde oft lieberlich damit umgehen. In der Küche mußte immer neben dem Heerde ein eisern Gefäß mit Asche stehn, worein sie gleich das Fett schütten konnte, wenn ihr ja etwa einmal das Feuer hineinschlug. Auf dem Hofe stand beständig ein groß Faß mit Lauge zum Löschen, und eh sie sich zu Bette legte, sah sie sich aller Orten um, ob auch Licht und Feuer ordentlich war ausgelöscht und verwahrt worden. Mußte sie zuweilen des Nachts Licht brennen, so setzte sie die Nachtlampe in ein irdnes Gefäß, damit keine Schnuppe auf die

die Erde fallen möchte. Ihre Kinder gewöhnte sie von Jugend auf ohne Licht in die Schlaffammer zu gehen, und ihren Kamin und Rauchfang ließ sie des Jahrs einigemal kehren. Dafür konnte sie sich aber auch alle Abende mit ihren Kindern ruhig zu Bette legen und unbesorgt einschlafen.

Je vorsichtiger der Mensch ist, desto weniger Unglücksfälle betreffen ihn.

107. Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit, und von der Schädlichkeit des Lasters.

Ein Lied.

Ein fröhlich Herz, gesundes Blut
Ist in der That ein großes Gut,
Uns hat es Gott gegeben.
Ach dankten wir
Doch Gott dafür
In unserm ganzen Leben!

Wer Gott gehorcht, der dankt ihm recht,
Geschenk und Gaben sind zu schlecht,
Weil Gott das Herz begehret;
Wenn uns gefällt,
Was Gott gefällt,
Dann wird Gott recht verehret.

Gott weiß am besten, was uns nützt;
 Wer ihm gehorcht, der bleibt beschützt,
 Vor mancher Sorg' und Plage.
 Wer Gott verläßt,
 Dies glaubet fest,
 Hat nie zufriedne Tage.

Ein Laster führt zum andern hin,
 Sich zu verbergen muß er fliehn
 Von Vaterland und Hütte.
 Die Obrigkeit
 Verfolget weit
 Des Bösen flücht'ge Schritte.

Die Unruh seines Herzens geht
 Mit ihm umher, und wo er steht,
 Da nagt ihn Furcht und Kummer;
 Der böse Rath,
 Die böse That
 Verwehrt ihm Ruh und Schummer.

Wer aber reines Herzens ist,
 Und Gottes Wohlthat nicht vergißt,
 Ihn durch Gehorsam ehret;
 Den schüzet Gott
 In aller Noth,
 Sein Segen wird vermehret.

108. Es ist mehr Gutes als Böses auf
der Erde.

Ein verständiger Vater sprach oft zu seinen Kindern: „Kinder, wenn es euch wohlgeht, wenn ihr mit Lust esset, wenn ihr gesund seyd, wenn es schön Wetter ist, wenn die Vögel singen, wenn ihr euch an dem Anblick des Getreides oder am Geruch der blumigten Wiesen vergnügt, so dankt Gott mit Freuden, der alles dieses Gute giebt. Ich habe nun ein hohes Alter erreicht, aber wenn ich zurück denke, so hat mich Gott weit mehr Freuden als Widerwärtigkeiten erleben lassen, wofür ich ihm herzlich danke. Ihr Kinder werdet dasselbige auch sagen müssen. z. B. gegen einen Tag Krankheit wie viel Tage Gesundheit! Das meiste Mißvergnügen macht der Mensch sich selbst durch Unordnung und Laster. Wer Gott recht aus Dankbarkeit liebt, und durch Gehorsam ehrt, für den ist die Welt kein Jammerthal. Das Unangenehme im menschlichen Leben ist entweder verschuldet, und dann ist es als Strafe zur Besserung nützlich; oder es trifft uns, ohne daß wir es veranlaßt haben, und dann ist es Schickung oder Verhängniß des allerweisesten Gottes und Vaters, und im Ganzen gewiß gut und nützlich; z. B. es übt uns in der Geduld. Was dem einen nützt, das schadet dem andern Dinge. Der Tod z. B. eines eßbaren Thieres verschafft dem Menschen seine Nahrung und Speise. So wie es

nicht immer Tag oder Frühling seyn kann, so kann es auch nicht immer jedem Menschen nach seinem Sinne gehen. „

In diesem Leben ist noch keine vollkommene und immerwährende Glückseligkeit. Wer einst vollkommen und ohne Aufhören glücklich seyn will, der muß erst lernen tugendhaft und gut zu seyn, d. i. er muß Dankbarkeit und Mäßigkeit im Glück, und Geduld in Widerwärtigkeiten lernen. Beständige Glückseligkeit ist erst nach dem Tode der Lohn der Frommen. Es ist eine große Gnade Gottes, daß hier in dieser Welt schon mehr Gutes als Böses ist, und also sogar unsere Lehrjahre — uns angenehm gemacht worden sind. Ps. 119, 64.

109. Die Besserung.

Sophie, eine gute Hausmutter, hatte ihrer Gewohnheit nach des Sonntags Morgens, eh sie in die Kirche ging, die abgelegten Kleider und Wäsche ihres Mannes und ihrer Kinder untersucht, ob sie zerrissen oder schadhast wären, und sich vorgenommen, beide des Nachmittags oder den folgenden Tag auszubessern. In der Kirche redete der Prediger von der Besserung, die ein jeder Mensch nöthig hätte, und wie man oft nachsehen müßte, ob man nichts von schlimmen Gewohnheiten an sich habe, so wie eine gute Hausmutter oft nach ihrer Wäsche und Hausgeräthe sehen müsse,
ob

ob es nicht einer Besserung bedürftig sey. Da ward Sophie geführt, und als sie über sich selbst nachdachte, da fiel ihr unter andern ihre zornige Gemüthsart ein. Nach der Predigt nahm sie Gelegenheit, mit dem Prediger auf dem Heimwege zu reden, sagte, daß es ihr leid sey, im Zorn oft Unrecht gethan und manchen beleidigt zu haben, und bat ihn um guten Rath, was sie zu thun hätte, um sich von dieser bösen Gewohnheit los zu machen? Da rieth ihr der verständige Prediger, hinzugehen zu denen, die sie beleidigt hätte, und sich mit ihnen zu versöhnen; hernach alle Tage an den heutigen Vorsatz im Gebet zu denken, und, wo sich ins Künftige eine Gelegenheit zu Unwillen zeige, gleich wegzugehen, und den Anfang zu vermeiden.

Als Sophie dieses einige Zeit ehrlich gethan hatte, ward sie friedfertig, das ist, besser als vorhin bey ihrer zornigen Gemüthsart, und das heißt sich bessern oder bekehren. Jerem. 7, 5.

Der Mensch kann sich zum Guten gewöhnen, und Unarten ausrotten, wenn er nur ernstlich will.

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und ein jeder zur Erkenntniß der Wahrheit komme.

110 Die guten Brautleute.

Eine franke Wittwe lag in einer elenden Hütte ganz allein. Einst hatten die Leute im Dorfe eine Hochzeit, zu welcher viel Essen gekocht wurde. Da sagte die Braut zum Bräutigam: „Uns geht es, Gott Lob! so wohl, wir haben Ueberfluß. — Aber wie viele mügen Noth leiden! Laß uns an unserm Hochzeitstage eine gute Handlung verrichten, und der armen kranken Frau dort ein wenig Essen schicken oder selbst bringen.“ „Du hast Recht, sagte der Bräutigam, ich liebe dich nun noch mehr als vorher, weil du so gut gesinnt bist.“ Da nahmen sie beide etwas von guten Speisen, und trugen es selbst der armen Frau hin, und sorgten, daß die Frau, die bisher ganz verlassen war, Arzney und Wartung erhielt. Die kranke Frau weinte vor Freuden, und segnete sie. Darauf gingen sie wieder nach dem Hochzeitshause, und rühmten sich nicht etwa ihrer That vor den Gästen, aber sie waren außerordentlich vergnügt. Sir. 14, 14.

111. Ein Lied.

Gott! deine Güte reicht so weit,
 So weit die Wolken gehen!
 Du liebst uns aus Barmherzigkeit,
 Und eilst uns beyzustehen.

Durch

Durch dich währet unser Leben fort,
 Vernimm auch jetzt mein kindlich Wort,
 Denn ich will vor dir beten.
 Ich bitte nicht um Ueberfluß
 Und Schätze dieser Erden;
 Du weißt, wie viel ich haben muß,
 Und dieses wird mir werden.
 Sieh nur, o Gott, mir den Verstand,
 Daß ich dich, und den du gesandt,
 Und mich selbst recht erkenne!

In dieser Absicht segne du,
 O Gott, die guten Lehren,
 Die wir in Sicherheit und Ruh
 Jetzt lernbegierig hören!
 Mach uns geschickt zu jeder That,
 Die uns dein Wort geboten hat,
 Um immer froh zu leben.

112. Briefe.

Eine Wittve hatte eine einzige Tochter Marie,
 die sie sehr liebte. Doch konnte sie diese Tochter
 nicht stets um sich haben, denn sie war arm, und
 ihre Tochter mußte sich deshalb in einem nahege-
 genen Dorfe bey einer guten Herrschaft vermietthen.
 Diese zog endlich in eine große Stadt, und Marie
 mußte mit dahin folgen. Ob es nun gleich ihre
 Mutter nicht gern sahe, daß Marie in der Stadt

bienen sollte, so mußte sie es doch geschehen lassen, theils weil es mitten im Dienstjahre war, theils weil auch die Herrschaft sie überaus gut hielt. Bey dem Abschiede nun vermahnte die Mutter Marien ernstlich, sich ja vor Verführungen der Städte zu hüten. Da sagte Marie: „Liebe Mutter, ihr könnt ja schreiben, und ich auch; schreibt mir zuweilen, und erinnert mich an mein Versprechen, welches ich Gott und euch gethan habe, mich gut aufzuführen.“ Nach einiger Zeit schrieb die Mutter folgenden Brief an die Tochter.

Liebe Tochter!

Wie geht es dir in deinem neuen Zustande? Bist du noch gut und fromm, und hütest du dich, daß du in keine Sünde willigest, noch wider Gottes Gebot thust? Ich bete zwar täglich für dich zu Gott, daß er deiner Jugend und Unerfahrenheit durch seinen Beystand zu Hülfe komme, aber du mußt auch beten! Fliehe den Müßiggang; mache dir stets solche Geschäfte, die entweder deinem Leibe oder deiner Seele wahren Vortheil bringen. Lebe mit deiner Herrschaft und auch mit deinen Mitbedienten in Friede und Einigkeit. Suche deiner Herrschaft Vortheil aus allen Kräften, und sie wird dir wiederhelfen, und dein Wohlfeyn befördern. Und wenn sie dies auch nicht dankte, so hast du doch Gott gehorcht, und ihm geglaubt. Gott aber läßt denen, die ihn durch

durch Gehorsam ehren, alles zum Besten dienen.
Es gehe dir also an Leib und Seele wohl. Dies
fes wünscht

Stiltdorf den — August

17—

Deine
treue Mutter.

Antwort der Tochter.

Liebe Mutter!

Wie gut ist es doch, daß Ihr schreiben könnt,
und daß Ihr michs auch habt lernen lassen! Nun
sehe ichs recht ein, daß es mir nützet. Wir sind
gegenwärtig so weit von einander, und können
doch manchmal so herzlich miteinander reden, als
wenn wir beyammen wären. Euer lieber Brief
hat mich recht gestärkt. Ihr habt wol Recht,
liebe Mutter, daß ihr mich vor Müßiggange
warnet. Auf dem Lande, wenn ich meine gewöhn-
liche Arbeit gethan hatte, ging ich in den Garten,
oder aufs Feld, wo ich arbeiten sahe, und half
andern mit arbeiten. Aber hier ist das alles nicht.
Dafür aber haben wir auch hier oftmals Wochen-
predigten. Dann arbeite ich vorher fleißig, und
wenn sich schicken will, so bitte ich meine Herr-
schaft um Erlaubniß, in die Wochenpredigten zu
gehen. Meine Herrschaft ist zufrieden mit mir,
und ich mit ihr. Meinen Mitbedienten begegnet
ich

ich höflich, wie sichs für ein so junges Mädchen
schickt, und wenn sie manchmal auch mit Unrecht
auf mich schelten, dann schweig ich still. Wenn
mich mein Gewissen nicht schilt, so werden mir
unverdiente Scheltworte nicht schaden können.

Liebe Mutter, wenn Ihr mir es nicht verden-
ken wollt, — in diesem Briefe sind zween Thaler,
die hab' ich übrig, denn ich habe noch vier Thaler
haar Geld, und meine Kleidungsstücke sind noch
ganz und gut. Nehmt doch dieses wenige von
Eurer Tochter an, und pfleget Euch in Eurem Al-
ter dafür. Ich kann Euch doch mein Lebtag
nicht alle Wohlthaten vergelten, die Ihr mir er-
zeigt habt. Gott wird Euch Eure Mühe und
Sorge vergelten, davon hält sich fest überzeugt

Gr. den — September

17—

Eure

danfbare Tochter

Marie.

113. Die gute Obrigkeit.

Die Obrigkeit in einer gewissen Stadt sahe ein,
daß alle ihre gute Anstalten fruchtlos bleiben wür-
den, wenn der Unterricht in den Schulen und
überhaupt die ganze Lehrart nicht verbessert würde.
Sie beschloß deshalb, nebst andern guten Lehr-
büchern auch besonders ein neues Religionsbuch

ein:

einzuführen, woraus die Jugend den Weg zu ihrer irdischen und ewigen Wohlfahrt unter der Anweisung verständiger und fleißiger Lehrer noch leichter, gründlicher und mit mehrerer Lust als aus den alten erlernen könnte. Um die heilsame Absicht desto geschwinder zu erreichen, ließ sie viele hundert Stück davon unter die Schulkinder in den Knaben- und Mädchenschulen ohne allen Unterschied unentgeltlich austheilen, und verpflichtete die Lehrer, ihre Untergebenen auf das gewissenhafteste zu unterrichten. Ein großer Theil der Bürger lobte diese freygebige, des lautesten Beyfalls würdige Handlung ihrer Obrigkeit, und freueten sich darüber, daß ihre Kinder in der Religion und in andern nützlichen Dingen nun bessern und gründlichen Unterricht erhielten, als sie selbst in ihrer Jugend erhalten hatten. Gleichwol aber gab es derer noch viele, die statt des schuldigen Dankes, öffentliche Merkmale von Unwillen, Widerspänzigkeit und Mißvergünigen über das löbliche Unternehmen ihrer Obern an den Tag legten. Die Obrigkeit aber faßte den festen Entschluß, in dieser guten Sache sich durchaus nicht stören zu lassen. Sie suchte dabey die übelbelehrten, von der Anhänglichkeit am Alten, vom Eigendünkel und andern im Finstern schleichenden Feinden aller wahren Aufklärung und Verbesserung eingenommenen Bürger mehr durch Sanftmuth und Ueberzeugung, als durch obrigkeitliche Zwangsmittel zu ihren Pflichten zurückzurufen. Die widerspänstigen Bürger

ger blieben aber gleichwol nicht unbestraft, denn die mehresten unter ihnen brachten sich durch ihre Widersetzlichkeit gegen offenbar nützliche und gute Anstalten, in benachbarten Städten, wo man sich schon seit vielen Jahren die wohlgemeinten Verfügungen der Obern hatte gefallen lassen, in einen üblen Ruf. Wo sie in eine Stadt kamen, da warf mans ihnen vor, und das war noch das schlimmste, daß alsdann die guten Bürger auch mit darunter leiden mußten.

Gott regiert die Menschen durch Obrigkeiten. Die Obrigkeit ist von Gott geordnet; wer ihr widerstrebt, der widerstrebt Gottes Ordnung. Jedermann sey also willig unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.

114. Der Unverschämte.

Eine sehr reiche Wittve, die Gott im Wohlthun ähnlich zu werden suchte, hatte einem durch Liederlichkeit verarmten Tuchmacher sein Haus schuldenfrey gemacht, seine Kinder gekleidet, das Schulgeld für sie bezahlt, ihm Wolle gekauft und alle Werkzeuge zur Profession tüchtig und neu gegeben, auch dabey versprochen: wenn er einen bessern Lebenswandel führen würde, in außerordentlichen Fällen ihm ihre Hilfe nicht zu versagen. Wenn nun der Tuchmacher diese Mittel alle gebraucht, fleißig gearbeitet, und übertriebenen Aufwand zu machen aufgehört hätte, so müßte
noth-

nothwendig sein Wohlstand zugenommen haben. Das that er aber nicht. Er nahm das Seinige nicht in Acht, sondern war faul, arbeitete schlecht, und verthat seinen Verdienst in Spielgesellschaften wie vorher. Als er nun hierdurch bald wieder in Noth gerieth, ging er zu seiner Wohlthäterin, und bat, daß sie ihm doch, wie sie versprochen hätte, helfen, oder vor der Armuth schützen möchte. „Ich habe euch schon geholfen, antwortete die Wittwe, als ich euch alle Mittel gab, euren Zustand zu verbessern; ihr aber müßtet diese Mittel anwenden und brauchen wollen. Außerordentliche Unglücksfälle haben euch nicht betroffen. Das aber hab ich nicht versprochen, daß ich täglich für euch eure Berufsarbeit thun wollte, denn diese konntet und müßtet ihr selbst thun.“

So unverschämt wie dieser Professionist gegen seine Wohlthäterin, handelt der Mensch oft auch gegen Gott, wenn er alles, was Gott ihm bereits gegeben, und seinetwegen schon gethan hat, weder achtet noch gebraucht, und dennoch stets bitter, daß Gott ihm doch seinen Geist geben, ihn fromm machen, oder ihn vor der Sünde, die er doch gern begeht, bewahren wolle. Luc. 8, 14.

115. Der Prediger und die Zuhörer.

An einem gewissen Orte war ein Prediger, in dessen Predigten die Zuhörer oft schliefen, wegen er denn fast in jeder Predigt seinen Unwillen

be.

bezeigte. Dieser Prediger starb. Sein Nachfolger bemerkte die böse Gewohnheit mit Betrübniß, und gab sich Mühe, dem Uebel abzuhelfen: Er ließ deshalb die Schläfer zu sich kommen, und stellte ihnen die Unnützlichkeit auch der besten Predigt für nicht zuhörende oder gar schlafende Kirchengänger vor; ingleichen das böse Beyispiel, welches sie ihren Kindern damit gäben. „Ach lieber Herr,“ antworteten die Leute, es thut uns recht leid, daß wir schlafen, aber wir können nicht lassen. Kaum sitzen wir eine Weile da, und wollen recht zuhören, so ist's als wenn uns etwas die Augen zudrückte. „Hört lieben Leute, wenn ihr folgen wollt, so sollt ihr der bösen Gewohnheit bald loswerden. Steht auf, so bald ihr Müdigkeit merkt, und wer da wacht, der wecke seinen einschlafenden Nachbar.“ Sie folgten ihm, und keiner schlief fortan mehr in der Kirche. Auch brachte er es durch vernünftige Vorstellungen dahin, daß die Weibesleute im Winter statt der in vielen Betracht schädlichen Feuerstübchen — nur eine Wärmflasche oder einen Fußsack mit in die Kirche nahmen, wodurch manchem Hindernisse und vielen andern Unarten vorgebeugt wurde.

Gott hat die menschliche Natur so eingerichtet, daß der Mensch dem Reize zu alle dem, was nicht gut ist, widerstehen kann, und wer aus allen Kräften widersteht, dem wird Gott den Sieg nicht vorenthalten. Stand z. B. hier das Mittel

Mittel wider eine böse Gewohnheit nicht, obllig
in der Leute Gewalt?

Suchst du deine Mitmenschen zu belehren,
wie mans machen muß, des Bösen loszuwer-
den und das Gute zu thun, so wird deine
Bemühung gesegnet seyn. 1 Cor. 6, 11. Tit.
2, 12.

116. Die Tugend ist eine lange Ge-
wohnheit.

Marie hatte ihre Kinder, besonders die Mäd-
chen, so gewöhnt, daß sie stets nützlich beschäf-
tigt seyn wollten, aber nicht stets bey einerley
Arbeit. Erst war die Schule; nach der Schule
allerley eigentliche Arbeit, die nach ihren Jahren
engerichtet war, dann Erholungsstunden. Damit
aber diese, in welchen die Kinder gemeinlich die
Zeit aus Unverstand mit zwecklosen Spielen ver-
schwenden, ihnen auch nützlich werden könnten;
so sprach sie oft, mit ihnen über alles, was im
Hause und im Garten zu thun war. Sie lehrte
sie die verschiedenen Münzsorten kennen, zeigte
ihnen, wie Flachs und Wolle müsse behandelt
werden, um gutes Garn daraus zu spinnen, lehrte
sie das Stricken, machte sie mit Naach und Ge-
wichte, mit Gewürze, mit Butter, und Käses
machen bekannt, und ließ sie zusehen, wenn sie
das Essen zubereitete. Um ihnen dies noch mehr
zur

zur Lust zu machen, ließ sie ihre Kinder alles im Kleinen nachmachen, was sie im Großen that. Die Kinder handelten mit einander, machten Flachß rein, krepelten Wolle, u. dgl. Wenn die Magd auf den Markt ging, so mußten die Mädchen mitgehn, und Kohl und Fleisch einkaufen sehn. Welches Kind nun etwas am besten gemerkt, oder etwas gut nachgemachtes vorzeigen konnte, das wurde durch ein kleines Geschenk zuweilen belohnt, oder erhielt einen bessern Platz bey Tische.

Aus dem Noth- und Hülfsbüchlein hatten sie viele schädliche, wildwachsende Pflanzen kennen gelernt, diese suchten sie beym Spazierengehen auf, und reinigten von denselben in ihren Erholungstunden, Gärten, Wiesen und Aecker. Sie pflückten aber dergleichen Kräuter nicht etwa, wie gewöhnlich, nur oben ab, sondern sie gruben gleich mit kleinen schmalen Grabscheiten die ganzen Wurzeln und Pflanzen aus, und besäeten die Stellen mit guten Futterkräutern. Auch wußten sie, welche Kräuter, Blüten und Wurzeln für Krankheiten bey Menschen und Vieh dienlich waren, so wie die rechte Zeit, sie zu sammeln. Wenn sie nun keine sitzende oder häßliche Arbeit bey ihrer Mutter hatten, so waren sie doch schon als Kinder nützlich beschäftigt. Am Abend erzählte jedes Kind seine kleine Begebenheit des Tages, holte über manchen zweifelhaften Fall den Rath seiner erfahrenen Aeltern ein, und nahm sich fest vor, seine begangene Fehler zu verbessern. Dies alles wurde nun
ins

ins Tagebuch von den beiden ältesten Edchtern eingetragen. Diese Kinder wurden also von ihren Aeltern von Jugend auf gewöhnt, auf verschiedene Art nützlich zu werden.

Nützlich kann man auf eine dreysfache Art werden. Einmal, wenn man Schaden verhütet, zweytens, wenn man Gutes hervorbringt, und drittens, wenn man das Gute, das da ist, verbessert oder veredelt.

Die erste Art des Nützlichwerdens schickt sich nun eigentlich für Kinder, und ihre angebohrne Thätigkeit kann bey dieser Richtung allein zum Nutzen gelenkt werden, da sie sich sonst meistens theils im Schadhenthun und Verderben äußert.

Kinder lassen sich zum Guten gewöhnen. Spr. Sal. 22, 6.

117. Schaden der Unwissenheit.

Eine arme Wittwe hatte einen Bruder, welcher wol zwanzig Jahr abwesend gewesen war, und die Leute glaubten, er wäre todt, weil er so gar nichts von sich hören ließ. Einmal kam ein Brief an diese arme Wittwe, als sie eben in der Stadt war. Da sie aber selbst weder gedruckte noch geschriebene Schrift lesen konnte, so ging sie mit dem Briefe zu einem Kaufmann, mit dessen Frau sie öfters ihr Verkehr hatte, und bat ihn, daß er ihr doch den Brief vorlesen möchte. Als

Mädchenspiegel. 2 der

der Kaufmann den Brief eine Weile durchgelesen
 hatte, sagte er zu der Wittve: „Hört, in dem
 Briefe steht, euer Bruder in der Fremde wäre
 todt, und hätte euch funfzig Thaler vermacht,
 aber ihr müßtet sogleich kommen, und das Geld
 selbst abholen.“ Herr, sagte die Wittve, wo
 soll ich denn hingehen und das Geld abholen?
 „Nach Amsterdam, über hundert Meilen von hier,
 antwortete er, da liegt euer Geld.“ „Ey sagte
 die Frau, hundert Meilen hin, hundert her —
 Das sind ja wol gar zweyhundert Meilen, die
 kann ich nicht gehen, und wenn ichs auch könnte,
 so fehlt mirs doch an Reisekosten, es würde mir
 auch, wenn ich das Verfaumniß mit in Aufschlag
 bringe, die Reise fast mehr kosten als ich erben
 soll.“ „Hört, sprach der Kaufmann, gebt mir
 den Brief, und verkauft mir euer Recht daran für
 dreyßig Thaler, so könnt ihr hier bleiben, und
 ich will schon sehen, wie ich zum Schaden komme.
 Aber ihr müßt keinem Menschen etwas von diesem
 Handel sagen. Wollt ihr das?“ Herzlich gern,
 antwortete die Wittve, welche keinen Betrug arg-
 wöhnte. Nun zählte ihr der Kaufmann die drey-
 ßig Thaler auf. Die Wittve dankte, nahm sie,
 und ging vergnügt nach Hause. Aber nach vielen
 Jahren, als der Kaufmann, der indeß liederlich
 und arm geworden, sterben wollte, da bekannte
 er mit großer Angst auf dem Todtenbette, wie er
 die arme Wittve betrogen habe. Denn in dem
 Briefe hätte gestanden:

Wer

„Wer diesen Brief in Amsterdam bey einem gewissen Manne vorzeigen würde, dem sollten zweytausend Thaler (und also sehr vielmal mehr, als der Kaufmann der Wittve gegeben) ausgezahlt werden.“

Welche er denn auch erhalten, aber lieberlich durchgebracht hätte, worüber ihm nun sein Gewissen die bittersten Vorwürfe mache, weil er nicht im Stande wäre, auch nur im geringsten den Schaden wieder gut zu machen, den er der armen Wittve zugesügt habe.

Unschätzbar ist der Werth der Schulen! Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, ist ein Hülfsmittel zu aller wahren Weisheit zu gelangen, und viel Gutes zu kennen. Weish. 10, 8.

118. Vom Wesentlichen und Zufälligen.

In einer gewissen Stadt war ein lustiger Marktknecht. Wenn die jungen Bäuerinnen zum Markte kamen, und ihm ihre Waaren zeigten, die sie zum Verkauf brachten, dann scherzte er mit einigen, die er kannte, und trieb gewöhnlich sein Gespötte mit dem Ehestande. — Einst scherzte er auch so mit Marien, und fragte sie, ob sie denn nicht bald Mutter werden wollte? Da kam er aber unrecht an. Denn diese forderte von ihm eine genaue Beschreibung, was denn eine Mutter eigentlich wäre? Der Marktknecht sagte: Eine Frau, die Jahr aus Jahr ein an der Wiege sitzt,

oder beständig ein Kind im Mantel trägt. „ Ihr irret, sagte Marie, denn erstlich wiegen und tragen wir unsre Kinder gar nicht, oder doch sehr selten, weil es unsre Geschäfte nicht zulassen, es auch den Kindern nicht dienlich seyn soll; sodann ist das eigentlich eine Mutter, die nicht bloß Kinder zur Welt bringt, sondern auch, wenn sie gebohren sind, sie sorgfältig pflegt und wartet, sie vor allem leiblichen und geistlichen Uebel bewahrt, und zu allem Guten gewöhnt. Dazu gehört sehr viel, wie ich in der Schule gelernt habe. Eine gute Mutter ist des Hauses größte Zierde. Seht Freund, das soll und muß eine Mutter seyn, und das wird sie, wenn sie in der Schule schon über ihre Mutterpflichten belehrt wird. Wenn ihr also künftig eine Beschreibung von einem Dinge macht, so unterscheidet hübsch das Wesentliche vom Zufälligen. Da schämte sich der Marktknecht, und ging schweigend fort.

Zufällig ist das an einem Dinge, was daran seyn kann, aber nicht nothwendig seyn muß. Wesentlich hingegen dasjenige, ohne welches ein Ding nicht das, oder nicht so vollkommen ist, was es seyn soll. So ist z. B. in dieser Geschichte zur Mutter keine nothwendige Eigenschaft, daß sie das ganze Jahr hindurch immer ein Kind im Mantel trage, ohne auch für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen, obgleich die Erziehung bey vielen Aeltern noch für eine Nebensache gehalten wird.

119. Die gute Schwester.

Als Marie mit Wilhelm einige Jahr verheirathet war, da fand sie in ihrer Wirthschaft viel zu thun. Und weil auch ihre Kinder noch klein waren, so hatte sie von ihnen noch keine Hülfe, wol aber manche Last, und auf das Gesinde konnte sie sich vollends nicht verlassen. Aber sie hatte noch eine jüngere Schwester, die hieß Louise. Diese, welche sie sehr liebte, sagte zu rechter Zeit ihren Dienst bey ihrer Herrschaft auf, kam zu Marien, und erbot sich einige Jahre bey ihr zu bleiben, und gegen ein Geringes an Gelde zu den nöthigen Kleidungsstücken ihr in ihrem Hauswesen beizusehen. Wilhelm und Marie nahmen dieses Anerbieten mit Freuden an. Durch diese Hülfe hatten sie nach und nach viel gewonnen. Nach einigen Jahren fand sich eine Gelegenheit, daß Louise heirathen konnte. Da rechneten Wilhelm und Marie heimlich zusammen, was Louise in dessen etwa würde verdient haben, wenn sie bey andern Leuten gedient hätte; und an ihrem Verlobungstage gaben sie ihr dieses an Geld und Hausgeräth zu ihrer Ausstattung. *Sir. 25, 1. 2.*

120. Auch an die Nachkommen muß man denken.

Wenn Jacobine einen Apfel speisete, so sammlete sie sorgfältig die Kerne, und gab sie ihrem Manne,

Manne, welcher sie im Herbste säete, und alsdann, wenn sie heranwachsen, und Stämmchen wurden, gemeinlich einen Zweig von einem Borsdorferapfel darauf pflanzte. Einst besuchte sie ihre Gevatterin, als sie eben Kerne in die Schachtel that, und tadelte sie deswegen. „Ey Gevatterin, sagte sie, das werdet ihr doch gewiß nicht erleben, daß daraus Bäume werden, die Obst tragen.“ „Aber wenn doch endlich Bäume daraus werden, die Früchte bringen, antwortete Jacobine, dann haben auch meine Nachkommen auf lange Zeit desto reichlichem Vortheil. Unsere Nachkommen wollen ja auch leben, und sich an wohlschmeckendem Obste laben. Haben uns doch unsere Vorfahren vieles hinterlassen.“

So wie es mit manchen Dingen in der leblosen Natur beschaffen ist, so gehts auch mit guten Anstalten und Einrichtungen. Sie müssen daher natürlicher Weise immer seltener werden, je mehr die Menschen sich gewöhnen, nur aufs Gegenwärtige begierig zu seyn, und an die Zukunft gar nicht zu denken. Denn gewöhnlich entsteht alles vorzüglich Gutes langsam, und befriedigt nicht sogleich in der ersten Zeit die Ungeduld unserer Erwartungen und Wünsche; dauert aber, wenn es emporkömmt, desto länger, und belohnt dann reichlich den Fleiß und die Hoffnung des Menschenfreundes.

121. Keinlichkeit und Unreinlichkeit mit ihren Folgen.

Ein Pächter hatte eine Frau, die sich durch ihre Keinlichkeitsliebe vor hundert andern ihres Gleichen hervorthat. Besonders zeigte sich dieselbe in ihrer Küche und bey Tische. Kein Küchengefäß durfte bey ihr unrein seyn, oder als ein unreines gebraucht werden. Die Gefesse, Schränke und Tücher zu ihren Tellern, Schüsseln, Töpfen, Kesseln und Geschirren standen an einem hellen Orte, wo sie jedermann gleich in die Augen fielen, und wurden eben dadurch ein beständiges Zuchtmittel für die Küchenmagd, sie abzuwaschen und zu scheuren, wenn sie sich nicht vor fremden Leuten, die ins Haus kamen, beschimpfen wollte. Ihre Küche selbst hielt sie nicht nur immer Besen rein, sondern ließ sie auch öfters mit Wasser abspülen, damit keine faulende Dünste aufsteigen und die Küche verunreinigen konnten. Schüsseln und Teller von Zinn mußten wenigstens alle Woche einmal mit ausgelesenem Kaunenfraut und Lauge geschauert werden, um sie bey ihrem Glanze zu erhalten, und im Winter, wenn es kalt war, wischte sie allemal ihre zimmernen Teller, Bier- oder Weingläser, wenn sie in der warmen Stube anliefen, mit einem saubern Tuche ab, damit sie glänzend blieben. Bey der Zubereitung der Speisen selbst nahm sie sich sorgfältig in Acht, daß gar nichts fremdes und zur Speise nicht gehöriges so

wenig in den Topf oder Geschirre zum Mitkochen, als in die Schüssel und mit dieser auf den Tisch selbst käme. Eben darum mußte vorzüglich der Murrhetisch in der Küche immer recht rein seyn, daß sich nichts Unreines an die Schüssel anhängen konnte, und um recht vorsichtig zu seyn, wischte sie allemal die Schüssel vor dem Hineintragen in die Stube noch mit einem Tuche ab, wenn sich ja Asche, Kohlen, u. dgl. angehängt hätte. So hielt sie auch besonders viel auf reine saubre Wäsche. Selbst immer reinlich angekleidet, litt sie durchaus keine schmutzige Person bey der Zubereitung des Essens. Jedes von ihren Hausgenossen mußte ein Schnupftuch in der Tasche haben, und wenn jemand Unrath auf die Ärmel, Schürze oder Kleider wischte, so eiferte sie so lange darüber, bis diese Unart ein Ende nahm. Ihre Handtücher und Tischgedecke mußten beständig mit einer schneeweißen und glänzenden Farbe prangen. Graue, schmutzige und zerlumpete Tischtücher waren ihr darum verhaßt, weil sie eine faule, lieberliche und unachtsame Hausfrau verrathen. Den Vogel, sagte sie, kennt man an den Federn, und die Hausfrau am Tischgedecke; ich will lieber eine geringe aber reinlich zubereitete Speise essen, als eine kostbare, die unrein ist, und beym bloßen Anblick mir schon Ekel macht.

Diese Reinlichkeitsliebe brachte ihr vielen Nutzen. Ihr Mann, der durch sie geehrt und reich wurde, liebte sie herzlich, ihre Hausgenossen blieben

ben gesund, weil sie immer reinliche Speisen genossen, und bey ihren Dienstboten, von denen manche, die vorher säuisch war, durch sie zur Reinlichkeit gewöhnt wurde, stand sie in der größten Achtung. Ließ sie an Markttagen Butter Käse, Rahm, u. dgl. durch ihre Mägde zu Markte tragen, so wollte jedermann von ihnen kaufen, weil sie weit und breit in dem Rufe stand, daß sie die reinlichste Pächterin in der ganzen Gegend wäre.

Dieses brave Weib starb, und der Pächter mußte eine andere heirathen. Von dieser verlangte er nun auch, sie sollte aus dem Milchwesen den größten Theil des Vortheils herausbringen, der bey seiner Pachtung zu haben war. Ob man dieser nun gleich eben nicht vorwerfen konnte, daß sie etwas davon verschwendete, denn auf ihrem eigenen Tische war nichts seltener, als Milch, Butter und Käse anzutreffen; so konnte sie doch wenig verkaufen, und die Kunden, welche der verstorbenen Pächterin alles reizend abgekauft hatten, verlohren sich nach und nach gänzlich. Was war die Ursach davon? Keine andere, als daß diese Frau äußerst unreinlich einherging, auch eben dies an ihren Mägden und Kindern litte, und wer nun in ihre Küche und Milchstube kam, der verlohr vollends allen Appetit zu ihren Waaren. Ihr Mann wurde von Zeit zu Zeit ärmer, hatte täglichen Aerger und Verdruß, und starb endlich vor Ekel, als er einmal ein Büschel Haare in der Schüssel fand, welche die Magd auf dem

Feuerherde hatte liegen gelassen, als sie sich in der Küche kammte.

Unreinlichkeit ist besonders an einem Mädchen eine häßliche Untugend, denn sie hat allemal Un-
gesundheit zur Folge, und sehr oft auch Armuth
und Verachtung. Spr. Sal. 31, 25. 27.

Mädchen, willst du einmal freyn,
Mußt nicht dumm, nicht säuisch seyn!
Sollst ja werden eine Frau,
Keine Ruh und keine Sau.

122. Der große Zanf aus kleinen Ursachen.

Zwey Tageldhnerfamilien wohnten zusammen in einer großen Stube, weil der Leute viel, und des Platzes wenig war. Aus Unachtsamkeit hatte die Frau des einen den Schemmel der andern, der dem ihrigen ganz ähnlich war, genommen, um sich dessen bey'm Spinnen zu bedienen. Bald darauf kam die Eigenthümerin des Schemmels in die Stube, fand diesen Irrthum, und nun schalt sie jene Frau so fort eine Diebin und schlechte Person. Jene verantwortete sich endlich, und so hätten sie sich bald gar geschlagen, wenn nicht ihre verständigen Männer dazu gekommen wären, und durch bessere Vorstellungen dem Zanke ein Ende gemacht hätten. Sal. 6, 1. Sir. 19, 17. 18.

123. Die Todtschlägerin.

Ein klein Mädchen, welches vor der Thür spielte, wurde von einem muthwilligen Knaben in seinem Spiele beunruhigt. Die Mutter dieses Kindes, welche den Muthwillen des Knaben gewahr wurde, gerieth darüber in den heftigsten Zorn, ergriff ein schwer Stück Holz, welches ihr eben zur Hand stand, warf nach dem Knaben, und traf ihn unglücklicher Weise an die Schläfe. Der Knabe lebte noch eine Viertelstunde, dann verschied er. Die Gerichte ließen sie sogleich ins Gefängniß setzen, und ihr ward das Leben durch den Scharfrichter genommen. Ihr Mann gab sich Mühe ihr das Leben mit Geld zu erkaufen, aber die Obrigkeit blieb unerbittlich dabey, daß, wer einen Menschen vorsätzlich tödtete, ohne daß es ihm von der Obrigkeit sey befohlen worden, andern zum warnenden Exempel wiedersterben müsse, weil sonst keiner seines Lebens sicher wäre.

Hütet euch vor Zorn, und gebt auch andern nicht Gelegenheit dazu, denn aus Zorn kann Todtschlag entstehen, und du sollst nicht allein nicht tödten, sondern auch keinen Todtschlag veranlassen oder Gelegenheit dazu geben. Matth. 5, 21. f. Spr. Sal. 27, 5.

124. Geiz, als die größte Thorheit.

Nüzens Schwester, eine alte Jungfer, lebte ganz allein in ihrem eignen Hause. Sie hatte Geld genug, aber sie fürchtete sich, es anzuwenden, auch wenn es zu ihrem eignen Besten gereichte. Was sie mit einigen Groschen in ihrem Hause hätte in Ordnung erhalten können, das ließ sie lieber ganz verderben, um nur kein Geld ausgeben zu dürfen. Unter andern war der Kasten ihres Kamins so schadhafft, daß man immer den Einsturz desselben befürchten mußte. Der Kaminfeger hatte es ihr oft gesagt, sie sollte ihn frisch in Kalk legen lassen, weil, wenn er einfiel, ein groß Unglück daraus entstehen könnte. Sie versprach jedesmal ihn ausbessern zu lassen, that es aber niemals. Nun erhob sich einmal ein heftiger Sturmwind, und als eben viele Kinder ihrer Nachbarn auf der Straße beisammenstanden, stürzte die ganze Einfassung des Kamins herab, und erschlug auf der Stelle drey Kinder, und noch zween andre waren ganz erbärmlich von den herabgestürzten Backsteinen zugerichtet. Da kamen nun die Aeltern der erschlagenen und zerschmetterten Kinder und schrien tausendfaches Weh über sie und ihren Geiz. Die Gerichte ließen sie gefangen setzen, weil sie dies Unglück selbst verschuldet hatte; ihr Vermeidgen wurde theils zur Befriedigung der jammernden Aeltern, theils zur Cur der verwundeten Kinder gebraucht, und sie selbst mußte Le-

bens

benslang im Zuchthause bey Wasser und Brodt und saurer Arbeit für ihren thrichten Geiz büßen.

Wer das Geld zum Zweck macht, das doch nur zum Mittel bestimmt ist, der ist geizig. Sir. 4, 36. 14, 6.

125. Die schädliche Erbschaft.

Eine Wittive konnte ihr ganzes Leben hindurch froh und zufrieden leben, denn sie litt keine Noth. Sie hatte ein schuldenfreyes Häuschen, im Winter ein warmes Stübchen und ein Bette — und vor dem Hunger schützte sie ihr Spinnrad. Aber ihre Ruhe und Zufriedenheit verschwand nur gar zu bald. Sie hatte einen Bruder, der starb und hinterließ ihr ein sehr großes Vermögen, welches er sich durch unermüdeten Fleiß und durch Sparsamkeit erworben hatte. Diese Erbschaft machte, daß sie nicht mehr wußte, was sie that. Ihr kleines friedliches Häuschen gefiel ihr nicht mehr, das Hausgeräthe war ihr zu schlecht, und das Spinnrad länger in der Stube zu haben, hielt sie für schimpflich. Alles wurde verkauft, und bessere Sachen kamen an die Stelle der vorigen. Die Leute, mit denen sie sich sonst stundenlang unterhalten hatte, würdigte sie jetzt kaum des Ansehns. Schmeichler, die sie als die glücklichste und reichste Frau in der ganzen Stadt priesen, hielt sie nun für ihre Freunde, und ließ keinen derselben ohne reichliche Geschenke von sich gehen. Ihre Mägde hatten

hatten

hatten bey ihr gute Tage, und kauften alles theurer als andre — In allen Gesellschaften war sie die erste und glänzendste. Ja sie ließ sich sogar mit in Spiele ein, und machte sich eine Ehre daraus, viel verspielt zu haben. Ein junger Mensch, der sich durch die Spielsucht in die größte Dürftigkeit versetzt hatte, suchte sich an ihren Schätzen wieder zu erholen. Er bat um ihre Hand, und weil er vornehm war, weigerte sie sich auch nicht, sie ihm zu geben, in der Hoffnung, nun noch mehr als vorher glänzen zu können. Das war aber der geradeste Weg, wieder arm zu werden, wie es auch geschah.

In wenig Jahren hörte man schon sagen, es sey aus mit ihnen, sie könnten nicht mehr bezahlen. Der Mann verfiel in eine schwere Krankheit, die er sich durch sein starkes Weintrinken und durch andre große Ausschweifungen in seiner Jugend zugezogen hatte, und starb. Nun kamen von allen Seiten Schuldeute und verlangten ihre vorgestreckten Gelder. Das Haus, und alles was noch da war, wurde von den Gerichten verkauft, und blieb nicht so viel übrig, daß die Frau ihre Kleider behielt. Nun ging sie wieder zu den Leuten, die ihr friedliches Häuschen gekauft hatten, und bat, sie möchten ihr doch um Gotteswillen ein Mäzchen darinne geben. Da spann sie nun wieder, nur nicht mit dem frohen und zufriedenen Herzen, wie ehemals.

So

So giebt Zuwachs an Gütern nicht stets Zuwachs an wahrer Glückseligkeit. Sir. 11, 10. 18, 32. 33.

126. Der gute, aber nicht geglaubte Rath.

In einem Dorfe wohnten acht Bauernfamilien und der Prediger. Dieser war ein verständiger, guter Mann, der viel Wahrheiten wußte und noch täglich mehr dazu lernte. Einst kam im Winter eine ansteckende hitzige Krankheit in das Dorf, und in vielen Häusern waren Kranke. Da sagte der Prediger: Lieben Leute, folgt meinem treuen Rath! haltet die Kranken nicht so heiß mit Einheizen und Zudecken mit Deckbetten, sie haben so Hitze genug; braucht keine hitzige Arzneyen, sie sind schädlich. Schickt in Zeiten zum Arzte in die Stadt, denn wenn ihr wartet, bis euch der Athem ausgehen will, dann kann der Arzt nicht mehr helfen, und wenn ihr ihn braucht, so erwartet nicht, daß euer Patient schon aufs erste Pulver oder auf den ersten Löffel voll Tropfen gleich wieder solle gesund werden, denn der Arzt muß zuweilen einen Patienten erst recht krank machen, um ihm wieder zu seiner Gesundheit zu verhelfen. Laßt auch alle Tage frische Luft durch die Fenster in die Stuben, und trinkt, Gesunde und Kranke, viel Wasser mit etwas Weinessig, so werden viele Kranke besser werden, und viele Ge-

Gesunde werden vor der Krankheit bewahrt bleiben. „

Drey Hauswirthe glaubten dem Prediger, daß er die Wahrheit lehrte, denn sie kannten ihn, daß er ein rechtschaffener und verständiger Mann sey. Sie machten es so, wie er sagte, und fragten ihn um Rath, wo sie sich nicht zu rathen wußten. In allen diesen Häusern nahm die Krankheit nicht überhand. Die andern fünf waren zweifelsüchtig. Sie sprachen; Das wollen wir wol bleiben lassen! Warum ist denn eingebeizt, wenn man die Fenster aufmachen soll? Das Holz ist theuer. Hitze muß Hitze vertreiben. Unser Schäfer soll den Doctor noch wol was lehren können. Brandwein und Pfeffer, spricht er, wenn das nicht hilft, dem kann nicht geholfen werden. Stark Bier muß der Kranke trinken, damit er Kräfte kriegt. Er ist ja schon so matt, und soll noch Wasser mit Essig trinken? Wasser lassen wir uns ja nicht gern in die Schuhe laufen, und sollens gar unsern Kranken zu trinken geben! „ Was geschah? Die fünf zweifelsüchtigen oder ungläubigen Hauswirthe starben in kurzem mit vielen Kindern und dem Gesinde dahin. Und es blieb in der ganzen Gegend das Dorf bekannt wegen dieser Geschichte.

So wie dieser gute Prediger that, hat Gott manchmal und auf mancherley Weise die Menschen belehret, was gut und schädlich ist, aber die wenigsten haben ihm geglaubt. Ebr. 1, 1.

127. Das Pfand.

Barbe war eine unverschämte Betrügerin. Sie hatte viel Geld, womit sie zum Schaden ihrer Nebenmenschen wucherte. Wenn die Leute nöthig Geld brauchten, so gingen sie zu ihr, und versetzten ihre Kostbarkeiten, Kleider und andre Sachen bey ihr. Alles aber, was sie aufnehmen sollte, mußte nicht nur mit doppelter Interesse verzinst, sondern auch dreymal mehr werth seyn, als die Summe, die man von ihr verlangte. Dabey ging sie auch nicht redlich und gewissenhaft mit den anvertrauten Pfändern um, sondern brauchte sie als ihr Eigenthum. Sie und ihre Töchter zogen z. B. die versetzten Kleider so lange an, bis die Zeit zum Einlösen kam, und diejenigen, die sich nicht recht bey der Verabredung vorgeesehen hatten, kamen gar darum. Sie rechnete nemlich genau von dem Tage an, da man etwas bey ihr versetzt hatte, bis zu dem Tage, da die Zeit des Versetzten um war, und wenn einige Tage drüber hin waren, so hieß es: „ihr habt nicht eingehalten, es ist nach den Rechten verfallen.“ Dies Handwerk trieb sie eine lange Zeit mit dem größten Gewinn. Endlich aber kamen ihre arglistigen Betrügerereyen an den Tag, und sie wurde von der Obrigkeit nachdrücklich bestraft, darum, daß sie nicht nur viele ihrer Nebenmenschen unglücklich gemacht, sondern auch, daß sie sich auf die Rechte und Gesetze des Vaterlandes berufen, und doch dawider gesündigt hatte.

128. Die Gänsezucht.

Sophie, eine Pächtersfrau, hatte alle Jahr die besten Gänse im ganzen Dorfe. Jedermann wunderte sich darüber. Aber sie wußte auch gut mit den Gänsen umzugehen. Sie nahm immer nur die größten und dauerhaftesten aus der ersten Brut zur Zucht, und schaffte diejenigen ab, die viele Eyer legten, weil sie wußte, daß diese gemeinlich schwächliche Jungen ausbrüteten. Sie ließ sie nicht mit auf die Grasweide gehn, weil sie da oft, besonders wenn sie noch jung sind, giftige Kräuter fressen. Lieber gab sie ihnen, so lange sie noch klein waren, Brodt mit kleingehackten Brennnesseln, und bisweilen etwas Salz darunter. Wurden sie größer, so bekamen sie Flachsknotendunst mit etwas Gerste vermischt, und gegen die Erndte stand die Kartoffelkrippe immer auf dem Hofe für allerley Federvieh. Die jungen Gänse trug sie, wenn sie frühzeitig waren ausgebrütet worden, nicht in die Stube, sondern sorgte nur für einen warmen Stall. Ungeziefer hatten ihre Gänse auch nicht an sich, sie ließ den Stall fleißig reinigen, und streute ihn monatlich mit Farrenkraut aus, welches kein Ungeziefer aufkommen läßt, beschmierte ihnen auch zuweilen die Ohren mit Baumöl. Statt daß andre ihre Gänse mit Schubnudeln mästeten, und darüber manche gute Gans hinrichteten, stopfte sie ihre Gänse mit Erbsen, die sie sechs Stunden vorher in Wasser ein-

ein

eingeweicht hatte, und machte damit ihre Gänse geschwinder fett als andere. Ihre Mühe wurde ihr auch reichlich belohnt. Sie konnte immer gemästete, eingepökelte und geräucherte Gänse auf den Tisch bringen, und aus den Federn stattliche Betten für sich und ihre Hausgenossen machen. Weil sie gutdenkend war, so theilte sie gern andern ihre Art Gänse zu ziehen mit, und wer ihr folgte, zog eben den Nutzen von seinen Gänsen, den sie hatte.

129. Das Brennholz.

Barbe ging sehr verschwenderisch mit dem Holze um. Sie verbrannte nicht bloß beym Kaffeemachen und Kochen eine große Portion, sondern machte auch außerdem noch um jeder Kleinigkeit willen ein großes Feuer an, z. B. wenn sie für die Kinder etwas waschen oder ein Stückchen Band streichen wollte, u. dgl. Aber sie mußte auch jährlich viel Geld für Holz ausgeben, wovon sie bey einer ordentlichen Wirtschaft mit dem Holze die Hälfte auf andre nöthige Bedürfnisse hätte verwenden können. Ganz anders machte es Marie. Sie dachte: zu einer guten Hausfrau gehört auch das mit, daß sie haushälterisch mit dem Holze umgehe. Deswegen ließ sie nicht nur kein Spänchen im Hause unkommen, sondern richtete es auch immer so ein, daß sie nicht zu viel Holz zu verbrennen brauchte. Sollte Kinderwäsche gewaschen

schen werden, so geschah es an solchen Tagen, an welchen sie kochte, da stand denn allezeit das Waschwasser neben dem Feuer, wo es schon ziemlich warm wurde, und nicht so lange alsdann auf dem Feuer zu stehen brauchte, um heiß zu werden, oder, wenn es im Winter war, so schob sie einen Topf mit Wasser in den Ofen, wo er vom Ofenfeuer heiß wurde. Wollte sie Wäsche glätten, so legte sie den Stahl entweder auch in den Ofen, oder beym Kochen ins Feuer, und benutzte die Gelegenheit aufs sorgfältigste. Wollte sie Hülsenfrüchte kochen, so schickte sie den Topf zum Bäcker, und gab lieber einige Pfennige, als daß sie für einige Groschen Holz verbrannt hätte. Sie war auch immer auf gute gedämpfte Kohlen bedacht, durch deren Gebrauch, besonders beym Kaffeemachen, sie ebenfalls viel Holz ersparte. Ingleichen sammlete sie alles, was im Herbst aus dem Garten geschafft wurde, und verschaffte sich nach und nach einen Vorrath von brennbaren Materialien, wobey sie Holz ersparen konnte. Sie machte z. B. Kohlstöcke dürr, hob die Rohn- und Sonnenrosenstengel auf, und trug das Stroh, wenn die mancherley Sämereyen waren abgenommen worden, sorgfältig zusammen, um sie gelegentlich zu brauchen. Auf diese Weise ersparte sie nicht bloß jährlich viel Geld, sondern erhielt auch manches Scheitchen, bey dem sie des Abends, nach vollbrachtem Tagewerke eine Suppe kochen und ihren Körper auswärmen konnte.

Die

Die Menschen müssen entweder sparsamer mit dem Holze umgehn, oder jährlich neues anpflanzen, denn es wächst lange nicht so viel jährlich zu, als verbraucht wird; es wird also immer theurer, und viele Länder haben schon einen großen Mangel an demselben, so daß sie anstatt des Brennholzes andere brennbare Sachen auffuchen müssen.

130. Das durch Unordnung verarmte Ehepaar.

Ein gewisses Ehepaar, das beym Anfange seines Ehestandes ziemlich wohlhabend gewesen war, verarmte, und keiner wußte, wie das zuging. Da war ein verständiger Mann in dem Orte, der sagte: „Kinder, das will ich euch wol sagen. Die Leute halten nicht auf Ordnung in ihrem Haushalte. Den Mann hat der Lohu an die Handwerker zu Grunde gerichtet. Er kaufte sich alles Hausgeräthe neu, das war theuer. Und doch läßt er alles Hölzerwerk im Schnee und Regen auf der Erde stehn und liegen, davon wird es nun schadhast, und verstockt. Sein Lederzeug und Leinen liegt auf dem Fußboden im Stalle; das fressen die Ratten. Die Joche und Stränge läßt er im Felde an den Pflügen, die verfaulen in kurzer Zeit. Sein eisern Geräth frißt der Rost, denn er sieht nicht wieder darnach, wenn er es aus der Hand legt. Man muß er sich immer neues schaf-

fen, und so ist er verarmt. Seine Frau kauft den Kindern Tuch zu Hemden, und läßt sie von andern machen, ob sie gleich selbst spinnen und nähen kann, und auch Zeit genug dazu hat. Die Kinder zerreißen ihre Wäsche und Kleider, bis sie nicht mehr können geflickt werden. Ihre Diensthoten betrügen sie bey jeder Gelegenheit, und gehn liederlich mit allen Sachen um, und gleichwol billiget sie alles, was sie thun. Müssen da die Leute nicht verarmen?., Die Leute gaben dem Manne Recht, und nahmen das Ihrige besser in Acht. Spr. 10, 4.

131. Die Wartfrau.

Marthe suchte sich als Wartfrau bey den Wdchnerinnen zu nähren. Es brauchten sie aber nur sehr wenige, und daran war sie ganz alleine schuld. Denn erstlich wußte sie nicht ordentlich mit Müttern und Kindern umzugehen, und schädete ihnen durch ihren Aberglauben mehr als sie ihnen nützte, und sodann hatte sie auch noch viele andere große Untugenden an sich, um derenwillen sie fast keine Wdchnerin bey sich leiden konnte. So rüdete sie z. B. von allen Leuten, bey denen sie gewesen war, schlecht, oder rühmte, was sie hier und da alles bekommen hätte, nicht aus Dankbarkeit — sondern in der Absicht, daß ihr die Leute, bey denen sie eben war, auch das, und wol noch etwas besseres geben sollten. Den Mägden

den im Hause schmeichelte sie, um sie auf ihre Seite zu bringen, und zum Stehlen zu verleiten. Mit dem Essen, das ihr gereicht wurde, war sie nicht zufrieden, ja ihre Gefräßigkeit machte sie gar so unverschämt, diese und jene Speisen, die sie gern aß, zu fordern. Ihren Leuten, welche täglich einigemal, unter dem Vorwande, als hätten sie etwas mit ihr zu reden, ins Haus kamen, steckte sie alles heimlich zu, was sie nur kriegen konnte. Mit diesem häßlichen Verhalten aber machte sie auch, daß sie die Weiber, die sie gebraucht hatten, nicht nur niemals wieder nahmen, sondern auch andere, die sie brauchen wollten, vor ihr warnten. Weil sie nun weiter nichts zu thun Lust hatte, so mußte sie endlich auf eine kümmerliche Weise ihr Leben führen.

Wie man sich bettet, so schläft man.

132. Die Aufseherin.

In einem gewissen Dorfe war eine Frau, die ging aus einem Hause ins andre, und sagte den Leuten wieder, was der oder die von ihnen geredet hatten. Ehe man sichs versah, verzürnten sich dann die besten Freunde. Verwandte, Schwiegerältern, Brüder und Schwestern geriethen in die bitterste Feindschaft.

Zankten sich nun erst ein paar Familien, so war sie ihres Gewerbes und Verdienstes gewiß. Denn da wußte sie durch listige Neben die Neugier

so rege zu machen, daß ihr die einfältigen Leute gaben, was sie forderte, nur um zu erfahren, was ihr Feind von ihnen gesprochen hätte.

Die Bösheit dieser Person blieb lange verschwiegen, denn sie verbot jedwedem, es ja nicht zu sagen, von wem er seine Nachrichten hätte. Endlich kam ein verständiger Prediger in dies Dorf, der die Art solcher Leute kannte. Er predigte daher oft über diese Sache, und weil er alles so genau beschrieb, wie es solche Leute machten, die beim Aufhegen und Plaudern ihren Vortheil suchten, so ward aus der Gemeinde jemand überzeugt, ging hin zum Prediger, und offenbarte ihm alles. Als dieser es der Obrigkeit meldete, da ward die Aufhegerin gefangengesetzt, und mußte drey Tage lang an jeder Thür, wo sie Feindschaft angerichtet hatte, schimpfliche Strafe leiden.

Wie die Arbeit, so der Lohn.

Hütet euch vor Ohrenbläsern und Verleumdern. Eph. 4, 26.

Glaubt dem nicht, der das Licht scheuet. Psalm 15, 3. Sir. 5, 16. 17. 28, 16.

133. Die Communicanten.

Ein paar Eheleute wollten zum Tisch des Herrn gehen, oder das Abendmahl feiern. Da sagte die Frau zu ihrem Manne: „Ach lieber Mann, wir wollen uns heute an den guten Heiland erinnern, der so große Geduld hatte mit den Fehlern der

der Menschen, der so gern denen vergab, die ihn beleidigten, ich bitte dich, vergieb mir doch auch alles, womit ich dich zeither etwa beleidigt habe, und laß uns diesem guten Erlöser immer ähnlicher werden! „ Er antwortete; „Vergieb auch mir; denn ich vergebe dir von Herzen, und bitte dich, mich zu erinnern, wer sonst noch etwa über uns unzufrieden seyn möchte, daß wir hingehen, und uns versöhnen. Denn Gott vergiebt nur denen die Sünde, die ein liebevolles und verfühliches Herz gegen ihren Nächsten haben.

Und vergieb uns unsre Schuld, wie wir denen vergeben (wollen —) die uns beleidigt haben.
Matth. 5, 23. 24.

134. Die Selbstbeherrschung, oder der Ball.

In einer gewissen preussischen Stadt feyerten verschiedene angesehenne Familien den Geburtstag ihres Königs, Friedrich des Einzigen, durch ein feyhliches Mittagsmahl, und der festliche Tag sollte mit einem Ball beschloffen werden. Bey dieser Gelegenheit zeichnete sich eine Hausmutter durch ihre Standhaftigkeit in Besiegung der reizendsten Freuden auf eine bewundernswürdige Art aus. Weil man sie vor andern gern im feyhlichen Zirkel behalten hätte, so wurde auch alles versucht, um sie mit ihrem Gatten und ihrer Tochter, oder wenigstens die letztere bey der Gesellschaft zu behal-

ten. Vergebens entschuldigte sie sich mit der Beschaffenheit ihres Hauswesens, mit ihren kleinen Kindern, die sie, weil sie eine wahre Mutter war, nicht länger ohne Aufsicht zu lassen wünschte. Man wollte nichts hören; man sprach von Einschränkungen einer Tochter an solchen feyerlichen Tagen. Sogar zu kleinen Sticheleyen und lauten Vorwürfen nahmen einige ihre Zuflucht. Die würdige Mutter aber, die doppelt kämpfen mußte, da ihrer gärtlich geliebten Tochter, die neben ihr stand, der Wunsch für den Ball aus den Augen leuchtete — siegte doch endlich, fuhr mit Mann und Tochter davon, und genoß nun im Schooße ihrer geliebten Familie zu Hause noch eine Glückseligkeit mehr, die sie ohne ihre Standhaftigkeit nicht geschmeckt, ja vielleicht, wenn sie nachgegeben hätte, mit bitterer Reue vertauscht haben würde. Denn nun sahe sie alle die gefährlichen Eindrücke voraus, die der erste Ball in dem jugendlichen Herzen ihrer Tochter bey ihrem Hange zum Tanzen zurücklassen konnte. Diese, da sie die edle Absicht ihrer Mutter erkannte, dankte ihr im Herzen dafür, daß sie sie frühzeitig kämpfen und siegen lehrte.

Wer im Genuß der gesellschaftlichen Freuden Herr über sich, und den Vorschriften der Weisheit getreu zu bleiben versteht, ist stärker und größer, als der Städte und Länder besiegt.

135. Die Menschenfreundin.

Eine fromme Frau, die lange Zeit als Magd bey einer guten Herrschaft gedient, und sich so viel erworben hatte, daß sie in ihren alten Tagen sorgenfrey leben konnte, bewies sonderlich dadurch ihre Rechtschaffenheit, daß sie sich der armen jungen Mädchen annahm, die entweder schon dienen; oder in der Folge sich bey Herrschaften vermietthen wollten. Sie wußte wol, wie leicht die Jugend verführt werden kann, und wie mancher liederliche Mensch nicht eher ruht, als bis er auch andre verführt hat. Darum war sie bemüht, zuerst das Zutrauen der jungen Mädchen dadurch zu gewinnen, daß sie ihnen allerley Gefälligkeiten erwies. So zeigte sie ihnen z. B. die Vortheile bey manchen von ihren Geschäften, verhalf ihnen zu guten Herren, bey denen sie nicht nur guten Lohn und Essen, sondern auch Gelegenheit bekamen, gute Kenntnisse und Sitten sich zu verschaffen. Die Mädchen liebten sie, und gingen deshalb des Sonntags mit Bewilligung ihrer Herrschaften zu ihr zum Besuch. Sie nahmen nun auch gelegentlich gute Lehren willig von ihr an, und glaubten ihr, wenn sie ihnen das Unglück des liederlichen, treulosen und nachlässigen Lebens schilderte, oder ihnen zeigte, daß es nicht immer ein großes Glück für einen Diensthofen sey, wie viele sich fälschlich einbilden, in reichen Häusern oder bey vornehmen Herrschaften zu dienen, und

es mit lebendigen Beyspielen bewies; dagegen aber Rechtschaffenheit, Ordnung, Treue und Arbeitsamkeit als das einzige Mittel anpries, das Beschwerliche des Lebens und ihres Standes insbesondere zu ertragen und zu versüßen.

Als einstmahl eine Magd von denen tödtlich Frank lag, deren sie sich so freundschaftlich angenommen hatte; so ließ sie diese gute Frau rufen, dankte ihr mit rührenden Worten, und bekannte frey vor allen Umstehenden, daß sie nächst Gott durch ihre Freundschaft und gute Lehren vor Lastern sey bewahrt geblieben.

Wenn du das wahre Beste deiner Liebemenschen aus allen Kräften zu befördern bemüht bist; so bist du auch des Namens eines Menschenfreundes würdig.

136. Die Kunst, ohne Neue fröhlich zu seyn.

Elisabeth konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen sehen, Nachtigallen schlagen hören, die schönsten Kornfelder durchwandern, hatte auch gesunde, muntre und wohlgebildete Kinder, und doch kam ihr auch nicht ein froher Gedanke in den Sinn. Wenn sie froh werden sollte, so mußte Wein, oder Kaffee und Kuchen daseyn. Sie mußte entweder Besuch geben oder Besuch nehmen, und dabey in der ganzen Gesellschaft den besten Faden anhaben. Oder es mußte die Rede auf eine Per-

son

son kommen, die eines Fehltritts wegen verspottet wurde, wobey sie allezeit am geschicktesten war. Nur bey dergleichen Anlässen pflegte Elisabeth zu lachen.

Einmal ging sie über ein kleines Feld nach einem benachbarten Orte zu Gaste, und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand sie ihre arme Base vor einem wilden Apfelbaume, der eben in voller Blüthe stand. Sie sang mit leiser Stimme den Vers:

„Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
 „Auch mich, auch mich hat Gott gemacht!
 „Gebt unserm Gott die Ehre.“

Und weinte vor freudiger Empfindung des allgütigen Schöpfers. „Wie könnt ihr euch über einen Baum so freuen!“, sagte Elisabeth mürrisch zu Lehnen, ihrer Base, die sie mit froher und wohlwollender Seele grüßte. „Ey liebe Freundin, antwortete Lehne, wenn es nicht wohlfeile Freuden gäbe, wo wolle ich Arme welche hernehmen? Ich kann keine Freuden bezahlen. Aber darum hab ich Gott so lieb, daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat. — Denn ich kann ohne Kosten und ohne Neue fröhlich seyn. Aber es ist eine ordentliche Kunst.“ Nun was ist das für eine? fragte Elisabeth. „Das ist sie, wenn ihr mich hören wollt“, antwortete Lehne. Ich sehe alles recht an, was da ist, Großes und Kleines, was Gott gemacht hat, und finde alle Tage etwas Neues

Neues

Neues und Schönes. Dann denk ich nach, warum und wozu dieses und jenes wol daseyn, oder wozu es wol nützen mag? Und wenn ich dabey der Weisheit des Schöpfers zuweilen auf die Spur komme, dann kann ich gleich mit meinen eignen Worten beten, weil ich von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes alsdann ganz durchdrungen bin. Und so geh ich mit Vorsätzen, dem Allgütigen zu gefallen, munter und froh an meine Arbeit.,
Lebt wohl, sprach Elisabeth, und ging fort.
2 Cor. 13, 11. 1 Theß. 5, 16. 18.

137. Nur Tugend macht glücklich.

Sammet Schätze, häufet Gold,
Traget Kronen, wie ihr wollt;
Gold besiegt nicht jede Noth,
Kronen schützen nicht vorm Tod.

Was nicht über dieses Ziel
Mit hinaus geht, hilft nicht viel;
Seht, wir leben kurze Zeit,
Dann noch mal in Ewigkeit.

In die Ewigkeit hinein
Geht nicht Pracht noch eitler Schein;
Unser Geist und sein Verstand
Findet dort sein Vaterland.

Alles

Alles andre bleibt dahier,
 Selbst den Leib verlassen wir,
 Bis Gott unser einst gedenkt,
 Und ihn uns verklärter schenkt.

Also: Sorge für den Geist
 Ist uns nöthig allermeist.
 Was ist nun des Geistes Heil?
 Tugend ist sein bestes Theil.

Was ist Tugend? Unsre Pflicht,
 Frey vor Gottes Angesicht
 Thun zu können, was man thut,
 Immer edel, immer gut.

Lieb zu haben jedermann,
 Wohl zu thun, so oft man kann;
 Den zu trösten, welcher weint,
 Wär' es selber unser Feind.

Den zu lieben, der uns liebt,
 Dem zu geben, der uns giebt,
 Wenn wirs können, oder Dank
 Ihms zu wissen Lebenslang.

Dies sind Lehren aus dem Buch,
 Kinder, das ich nie genug
 Euch und mir und jedermann
 Preisen und empfehlen kann.

138. Die Gewissenlosigkeit.

Ein reiches Mädchen wurde von einem Wittwer, der zwey Kinder hatte, um die Ehe angesprochen. Der Vater dieses Mädchens war es auch zufrieden, nur mit der Bedingung, wenn der Wittwer hundert Thaler baar Geld hätte. Er für sich hatte nun nicht so viel; weil aber dem Mädchen viel an seiner Person gelegen war, so gab sie ihm den Rath, seine Kinder um einen Theil ihres Mutterguts zu betrügen. Das that er, und vergrub mit Hülfe seiner Braut des Abends vorher, als er bey den Gerichten Richtigkeit mit seinen Kindern machen, und den Nachlaß seiner verstorbenen Frau beschwören sollte, hinter dem Dorfe einen Beutel mit hundert Thalern. Denn, sagte die Braut, in ihrer thrichten Einfalt, welches er auch glaubte, nun könnte er sicher schwören, daß er nichts mehr hätte, als was er angäbe, weil er doch nichts mehr im Hause hätte. Aber als er geschworen hatte, und nun sein Geld wieder holen und Verlöbniß halten wollte, da war das Geld weg, denn ein in den Hecken liegender Bettler hatte zugesehen, und war des Nachts mit dem Gelde davongegangen. Er lief eiligst zu seiner Braut, und glaubte, sie hätte es im Scherz weggenommen; als sie es aber leugnete, ward er unwillig, und sie geriethen in den heftigsten Streit, der sich mit großer Verbitterung endigte. Sie wollte ihn nun nicht heirathen, sondern verklagte ihn,

ihn, weil er sie geschlagen hatte. Bey der Untersuchung kam nun auch seine Betrügercy an seinen Kindern an den Tag, und er wurde wie ein meiseidiger Betrüger, sie aber als die Urheberin und Theilnehmerin an dem Betrüge eben so nachdrücklich bestraft.

Geiz führt zu Lastern.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Wer Unrecht säet, wird Mühe und Verdruss ärndten. Sir. 19, 19. Cap. 21, 2. 3. 20, 25.

Wenn der Rath, den dir andre geben, nicht mit deinem Gewissen und Gottes Vorschriften übereinstimmt, so verabscheue ihn, weil er alsdann böse ist, und dich unglücklich macht.

139. Vom Nutzen des richtigen Denkens im Haushalte.

Wilhelmine hatte einen verständigen Lehrer in der Schule gehabt. Anstatt die Kinder bloß zum Auswendiglernen von Wörtern zu zwingen, die die Kinder nicht verstehen, weil sie ihnen nicht gehörig erklärt werden, oder nicht erklärt werden können, weil sie Dinge bedeuten, die für ihre Jahre noch zu hoch sind; hatte dieser Lehrer mit Wilhelminen und den übrigen Schulkindern über alles deutlich gesprochen, und die Kinder von Jugend auf zum Bemerken, Verstehen und Ueberlegen alles dessen, was zu ihrem künftigen Beruf gehörte,

Mädchenpiegel. N gewöhn

gewöhnet. Von diesem verständigen Unterricht hatte besonders Wilhelmine großen Nutzen. Denn als sie nach ihrer Schwiegermutter Tode den Haushalt alleine führen mußte, und freye Hand bekam, da zeigte sich an dem, was sie that. Zwar hatte sie, so lange die Schwiegermutter lebte, die Mängel der Wirthschaft auch wol eingesehn, und wußte die Ursachen, warum sie nicht mehr vor sich brachten, ganz genau. Auch wagte sie's zuweilen, wenn die Schwiegermutter über Verlust oder Mangel klagte, auf eine bescheidene Art es ihr vorzustellen. Aber die Schwiegermutter ließ sich von der alten Haushaltungsart nicht abbringen; und weil überdem noch Wilhelmine als ein armes Mädchen ins Haus gekommen war, und deshalb bey Zurechtweisungen befürchten mußte, daß ihre Armuth, die freylich nicht schändet, möchte vorgeworfen werden, so schwieg sie, und ließ ihre Schwiegermutter, die weder lesen, schreiben noch rechnen konnte, und nur aufs Gegenwärtige sah, thun, was sie wollte. Nun aber war Wilhelmine frey, und säumte nicht zur Verbesserung ihres Haushaltes die nöthigen ihr wohlbekannten Mittel anzuwenden. Erstlich sah sie darauf, daß nichts unnöthiger Weise im Hause draufging, und suchte sich alles, was nöthig war, zu rechter Zeit und mit wenigern Kosten zu verschaffen. Sie war auch immer auf Borrath von solchen Speisen bedacht, die nur sehr wenig Vorbereitung nöthig hatten, als Speck, Schinken, Würste u. dgl. Diese

Diese brachte sie an den Tagen, wo ihr andere wichtige Geschäfte nicht viel Zeit zum Kochen übrig ließen, oder wo sie ihre Leute nicht zur Hand hatte. Wenn Regenwetter einfiel, und ihre Hausgenossen nichts im Felde vornehmen konnten, so gab sie ihnen Hülsenfrüchte zum Verlesen, um immer einen Vorrath zu haben, und ging auf die Art zugleich auch haushälterisch mit der Zeit um. Sie bewarb sich auch um gute, arbeitsame Diensthoten, auf die sie sich verlassen konnte. Statt des vielen Viehes, das ihre Schwiegermutter bloß nothdürftig hatte füttern können, hielt sie sich nur zwey Kühe, die sie in einem reinlichen Stalle stehen und fleißig striegeln ließ. Denn, sagte sie, öfters striegeln ist halbes Futter. Und damit es ihr nicht an Futter fehle, so beredete sie ihren Mann, noch einige Wiesen zu pachten, wohl wissend, daß ihr diese Ausgabe reichlich würde eingebracht werden. Auch erzog sie ihre Kinder gut, kleidete sie reinlich, aber putzte sie nicht, und gewöhnte sie früh mit einem bloßen Stück Brodt außer der Mahlzeit vorlieb zu nehmen.

Als sie nun drey Jahr lang so gewirthschafte hatte, so vermehrte sich ihr Vorrath dergestalt, daß sie jährlich ein kleines Capital zurücklegen konnten. Wenn sie denn nun so miteinander darüber sprachen, wie sie Gott in so wenigen Jahren so sehr gesegnet hätte; so sagte allemal Wilhelmine: „Das hab ich nächst Gott meinem ehmaligen

ligen Schullehrer zu verdanken, der uns in unsrer zarten Jugend zum Nachdenken und Prüfen gewöhnte. Gott vergelte ihm seinen redlichen Eifer, verständige und gute Menschen zu bilden!

Je richtiger der Mensch von Jugend auf zum Denken gewöhnt wird, desto besser wird er handeln lernen, und desto glücklicher wird er leben.

140. Die verschiedenen Köchinnen.

Tripsens Frau beging beym Kochen viele grobe Fehler, für die sie öfters derb büßen mußte. Ob es ihr z. B. gleich nicht an Thaten fehlte, um heute diese und morgen eine andere Suppe oder Speise auf den Tisch zu bringen, so machte sie doch theils aus Unwissenheit und Faulheit, theils auch vorsätzlich ihren Leuten immer einerley Speisen zu essen. Sie war im Stande, die Speise, die sie des Montags frisch gekocht hatte, des Freytags zum viertenmale aufzutragen. Das hatte aber auch die Folge, daß nicht nur vieles umkam, was gern wäre gegessen worden, wenn sie auf Abwechslung in den täglichen Speisen gesehen hätte, sondern die Leute, die bey ihr dienten, oder arbeiteten, hatten es auch bald bey ihr satt, und brachten sie in einen üblen Ruf, so daß sie endlich nur aufnehmen mußte, was andere Herrschaften nicht haben wollten. Ja eine Magd war einmal gar so leichtfertig, daß sie ihr, weil sie

sie immer bey ihr hatte Mehlsuppe essen müssen, den Spottnamen, die Mehlsuppe, gab. Ferner hielt sie auch nicht auf gesetzte Tageszeiten bey dem Essen. Bald gab sie ihren Arbeitern das Morgenbrodt sehr früh, bald wieder wenn es schon auf den Mittag losging. Bald wurde bey ihr das Mittagsbrodt um 12 Uhr, bald um 2 Uhr aufgetragen. Auch daraus entstand großer Schaden und Unordnung in der ganzen Wirthschaft. Hatten die Arbeiter über die gebührige Zeit warten müssen, so verging ihnen nicht bloß die Lust zur Arbeit, sondern fielen auch alsdann heißhungrig über die Mahlzeit her, verdarben sich durch allzugieriges Essen den Magen, und es ging auch immer mehr darauf, als bey Leuten zu geschehen pflegt, die zu rechter Zeit ihren Hunger stillen können. Das Schlimmste bey der ganzen Sache war aber noch dieses, daß die Tagesarbeiten selbst dadurch in Unordnung geriethen. Denn, kamen die Arbeitsleute nach Hause, und fanden keinen gedeckten Tisch, so vereinzelten sie sich, thaten unter der Zeit nichts, aßen später, und fingen also auch ihre Arbeit wieder später an. So wurde also öfters um der unordentlichen Hausmutter willen das Tageswerk nicht vollbracht, und Fleiß und Zeit ging für die Wirthschaft verlohren. Endlich machte sie auch keinen Unterschied unter gesunden und kränklichen Menschen. Hatte sie eben Erbsen oder Klöße gekocht, so mußte die Magd, die das kalte Fieber hatte, so gut mit essen, wie die ganz

ganz gesunde, wodurch denn das Fieber noch langwieriger wurde, und oft gar in ein bösesartiges ausartete. Wenn gleich im Herbst oder im Frühjahr der Husten stark herrschte, so gab sie ihren Leuten gleichwol scharfe mit herben Säuren angeordnete Speisen zu essen, wovon sich der Husten nicht verminderte sondern verschlimmerte. So schadete sie also sich und ihren Hausgenossen auf mancherley Weise durch die vernachlässigte Abwechselung in den Speisen.

Wilhelmine war eine bessere Köchin und Wirthschafterin. Sie wußte, daß sie sich an ihrer eigenen Ehre schadete, wenn sie immer unverändertes Essen auf den Tisch brachte. Deshalb kochte sie heute Kohl, morgen Rüben, dann machte sie wieder eine Suppe und wechselte sorgfältig mit den Speisen ab. Hatte sie heute schwere und blähende Speisen gehabt, so trug sie morgen wieder leicht zu verdauende auf. So nahm sie auch bey der Mittagsmahlzeit schon Rücksicht auf die Abendmahlzeit, und suchte solche in eine schickliche, der Gesundheit zuträgliche Verbindung zu bringen, z. B. auf eine blähende Mittagskost folgte des Abends eine Kümmelsuppe. Auf saure Speisen des Abends eine Milchsuppe. Bey dieser Abwechselung blieben ihre Leute gesund, und verrichteten ihre Geschäfte mit Lust und Freude.

Im Sommer gab sie ihren Arbeitsleuten das Morgenbrodt alle Tage um 6, und den Winter
alle

allemaal um 7 Uhr. Mit dem Mittagsbrodt richtete sie sich dann nach dem Abstand der Tageszeit, von dem frühern oder spätern Morgenbrodte, und ihr Mann, oder einer von den Arbeitern mußte ihr allemal, besonders in der Erndte, des Morgens schon die Zeit bestimmen, wenn sie wieder würden nach Hause kommen. Da war dann mehrentheils die Speise schon überschlagen, wodurch die Mahlzeit verkürzt wurde, da sonst, wenn die Speisen noch brühend heiß sind, die Mahlzeit verlängert wird.

Wilhelmine verstand auch die Kunst, zu machen, daß Speisen, die die Arbeitsleute nicht eben gern aßen, doch mit Appetit verzehrt wurden. Sie hatte vors erste Speisefschüsseln von verschiedener Größe, welche sie nicht immer auf einerley Art füllte. Sollte nun eine Speise aufgetragen werden, die ungern gegessen wurde, so nahm sie allemal eine kleinere, bey deren Anblick der Gedanke bey ihren Leuten entstand: mit der Schüssel wollen wir bald fertig werden. Ferner benutzte sie auch solche Tage, wo es ihren Arbeitern oder dem Gesinde sauer geworden und recht viel Hunger mit nach Hause brachte, oder an welchen sie der Sturm, Schnee oder Regen auf dem Felde oder sonst im Freyen recht durchgeholt hatte, denn da wußte sie, daß sie sich glücklich priesen, in einer trocknen und warmen Stube sitzen zu können, in der nun die allerschlechteste Kost ihnen besser dünkte,

dünkte, als wenn sie draußen Braten und Kuchen zu essen gehabt hätten. Vermöge dieses Kunstgriffs lernten ihre Leute nicht nur jede Kost essen, sondern sie konnte auch mehr Mahlzeiten machen, und hatte allemal ihre größte Freude darüber, wenn so eine Speise so gut abging, daß sie mehr nachholen mußte, welches fast allemal der Fall war.

Endlich nahm sie auch bey ihren Speisen auf kränkliche Diensthöten Rücksicht, und bewies damit, daß sie ein gutes christliches Herz hatte. So bald als sie unter ihren Leuten jemanden hatte, der von einer Unpäßlichkeit überfallen war, so ließ sie gleich aus Liebe zu dem Kranken alle die Speisen weg, von denen sie wußte, daß es seine Lieblings Speisen waren, damit er sich nicht überlade, weil man gemeinlich von solchen Speisen geschwinder und mehr als von andern zu essen pflegt.

Wurde eins von ihren Dienstleuten durch einen anhaltenden Durchlauf etwa ganz matt und kraftlos zur Arbeit gemacht, so ließ sie, ohne eben stopfende Speisen zu geben, alles weg, wodurch das Uebel unterhalten und vermehrt werden konnte, z. B. Milchspeisen, saure Speisen und dergleichen. So hatte sie die Freude, beständig lauter gesunde, muntre und zufriedene Leute um sich herum zu sehen, die sie alle lieb hatten, und mit Lust bey ihr arbeiteten und dienten, weil sie
eine

eine gute Köchin war. Ihr Wahlspruch, den sie bey jeder Gelegenheit beobachtete, war:

Was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch.

141. Vom Nutzen des richtigen Denkens bey der Viehzucht.

Sophie hatte das Glück, unter den viel reichern Mädchen ihres Ortes doch zuerst einen guten Mann zu bekommen, mit dem sie sehr vergnügt lebte, denn, was ihr an Geld fehlte, das hatte sie an Verstand und Geschicklichkeit. Als sie nun sahe, wie richtig ihr Mann dachte, und wie klug er es anfang, auf eine rechtmäßige Art in bessere Umstände zu kommen, da dachte sie auch ihrer Seite darauf, wie sie Vortheil brächte; und weil sie rechnen konnte, so überrechnete sie bey jedem Entwurf, den sie machte, Schaden und Vortheil genau. Einstmals, da sie sich mit ihrem Manne über die Wirthschaft berathschlagte, that sie ihm unter andern den Vorschlag: alles, was sie in der Brache gewönnen, an Kohl, Erdtöpfeln, Rüben u. dgl. künftig nicht mehr zu verkaufen, sondern den Winter hindurch ihren Rüben zu geben, weil es doch nur spottwohlfeil, Milch und Butter aber theuer wären. So würde der Vortheil größer seyn. Das Vieh würde nemlich dabey fett werden, auch die Versäumniß des Verfahrens dieser Früchte gespart, und von besser gefüttertem

Vieh auch stärkere Käiber und besserer und mehrerer Dünger erhalten werden können.

Ihr Mann fand diesen Vorschlag so nützlich, daß er ihn billigte, und eine so verständige Frau täglich immer lieber gewann. Spr. Sal. 31, 10. 11. 26. 27. 31. Sir. 25, 11.

142. Die Zurechtgewiesene.

Leonore hatte eine junge Kuh im Stalle, welche das erste Kalb zur Welt gebracht hatte. Als sie nun sahe, daß das Thier, so oft das Kalb saugen sollte, mit den Hinterfüßen um sich schlug, und sich von der Kette losreißen wollte, so glaubte sie, ihre Kuh wäre von einer alten Frau, die den Tag vorher im Stalle gewesen, und nicht die Worte beym Hineingehn „Gott behüte sie“, gesagt hatte, behext worden. Sie schickte deshalb zu einem Mönche, der in dem Kufe stand, als könnte er mit Dreykönigsöl und Weihwasser die Hexen dahin bringen, daß sie kämen, und das Vieh wieder entzauberten, um von ihm dergleichen schöne Sachen holen zu lassen, weil sie den eigentlichen Grund vom Loben der Kuh nicht wußte.

Indem kam ein verständiger Fleischauger aus der Stadt zu ihr. Sie klagte ihm ihre Noth, und er ging mit in den Stall. Wie er das Euter der Kuh genau ansah, so fand sich, daß es mit einem starken Geschwulste behaftet war. „Ey“, sagte er, das geht ja alles natürlich zu; wo Geschwulst

Schwulst ist, da ist auch Schmerz, und dem Schmerze sucht jedes Thier auszuweichen. Warum wollt ihr da unnatürliche Mittel brauchen? Er gab ihr den Rath, sie sollte

gut Bier mit Weizenkleye auffieden, etwas frische Butter hinzuthun, und das Euter, so warm, daß man die Hand darinnen halten kann, etlichemal damit waschen, so würde dem Uebel gar bald abgeholfen seyn.

Sie folgte ihm, und ihre Kuh hörte, noch eh' es Abend wurde, auf zu treten.

Wer Kenntnisse in irgend einer Sache besitzt, der diene andern damit; und wenn dir jemand einen guten Rath giebt, so befolge ihn.

143. Aberglaube bey der Viehzucht.

Lehnen hatte ihre Plage mit dem Buttermachen. Sie saß oft ganze Tage, und schwitzte vergeblich hinter dem Butterfasse. Endlich klagte sie einigen Weibern, die ihr Milch und Rahm abkaufsten, ihre Noth. Diese suchten ihr einen guten Rath zu geben, und sagten: Daran wäre der Teufel schuld, der nähme zuweilen dem Vieh die Milch und Butter, und brächte sie andern, die sich ihm verschrieben hätten. Legt doch nur deshalb, sagte die eine, allemal auf den ersten May, wenn der Hexentanz auf dem Blocksberge ist, ein Stückchen Teufelsdreck unter das Butterfaß, es hilft fürs ganze Jahr. Oder, fiel ihr die andre ins

ins

ins Wort, noch besser, legt einen Erbschlüssel darunter, das hilft auch. Die einfältige Frau that es, aber das Buttermachen verunglückte ihr noch eben so, wie vorher. Endlich fügte es sich, daß das Dorf, in dem sie wohnte, einen neuen Schulmeister bekam, der mit den mehresten Viehkrankheiten durch das Lesen ökonomischer Bücher war bekannt geworden. Auch diesem erzählte sie, was sie alle schon für Mittel gebraucht hätte, um diese Plage sich vom Halse zu schaffen. Er sagte er, liebe Frau, wie könnt ihr doch solchen unsinnigen Mitteln Glauben beymessen? Ihr lästert ja Gott, wenn ihr glaubt, er lasse den Teufel in seiner Welt wirthschaften, und nach Gefallen mit uns Menschen sein Spiel treiben. Was soll denn der Teufelsdreck unter dem Butterfasse? Der Teufel, als ein Geist betrachtet, hat keine Nase zum riechen. Er achtet weder wohlriechenden Bisam, noch stinkende Kräuter. Und der Erbschlüssel — wozu soll der helfen? Ein Schlüssel kann wol eine Thür aufschließen, aber nicht den Rahm so machen, daß er Butter wird. Ich wills euch besser sagen, wenn ihr mich anhören wollt, woran es liegt, daß ihr keine Butter bekommt. Es giebt Kühe, die den Naturfehler haben, daß sie eine Milch und einen Rahm geben, der schwer zu buttern ist. Wird nun diese Milch, mit der Milch andrer Kühe vermischet, so theilt sich dies Uebel mit. Vermuthlich habt ihr auch eine solche Kuh unter den eurigen. Versuchs, und sammlet die Milch

Milch von jeder Kuh besonders, so werdet ihr erfahren, welche darunter die schlechte Milch giebt. Diese schafft ab. Sie folgte ihm, und ihr Buttern verunglückte ihr nur alsdann, wenn sie den Rahm von der einen Kuh schlagen wollte. Froh hierüber ging sie zum Schulmeister, und drückte ihm aus Dankbarkeit die Hand für den vernünftigen Rath, den er ihr gegeben hatte.

Wo die Königin Vernunft ihren Thron aufbauet, da wandert der Aberglaube aus.

144. Mittel, gesundes Vieh im Stalle zu haben.

Ein alter erfahrner Landwirth wurde von einer ganzen Gemeinde um Rath gefragt, wie man wol immer gesundes Vieh im Stalle haben könnte, und was man zur Verhütung der Viehkrankheiten thun müsse? Er gab ihnen folgende Mittel an die Hand.

Erstlich, sagte er, ist nicht ein Thier so gesund wie das andre. Wie es Menschen giebt, die von Jugend auf kränkeln, so findet man auch unter den Kühen sieche und kränkliche. Vor solchen hütet euch, und schafft sie bey Zeit ab.

Zweytens laßt euch die frische Luft nebst der Reinlichkeit im Stalle empfohlen seyn. Spinnen, lange gelegener Mist, und versaultes Fressen in der Krippe darf nicht im Stalle gefunden werden.

Drit-

Drittens, habt ihr gut Vieh, so gebt ihm fleißig Salz zu lecken, das wird euer Vieh vor vielen Krankheiten verwahren.

Endlich viertens striegelt und waschet euer Vieh fleißig, sonst gedeihet es euch so wenig, als eure Kinder gedeihen werden, wenn ihr sie alle Wochen nur einmal kämmen und waschen wolltet. Defteres Striegeln und Waschen mit reinem natürlichen Wasser ist halbes Futter.

Die Leute befolgten den auf Erfahrung gegründeten Rath des Landwirths, und weit und breit war so gesundes Vieh nicht zu finden, als in diesem Dorfe. Sir. 9, 18. 19.

145. Es ist schädlich, das Vieh auf den Wiesen oder auf dem Felde weiden und hüten zu lassen.

- 1) Es erkranket und entstehen Viehseuchen, wenn es im Thau und Regen, in der Hitze und Kälte abwechselnd sich befindet, manches Ungefunde von Spinnen und Spinngewebe, Gewürme u. dgl. frisset, und das Gesunde vom Kranken angesteckt wird.
- 2) Es läuft sich zu sehr ab, und wird mager. Das junge Vieh wird dadurch insonderheit im Wachsthum gehindert, und die Kühe geben weniger Milch.

3) Das

- 3) Das Gras wird vom Vieh besudelt und zertraten, und das Wenigste recht genutzt und gefressen.
- 4) Auch wird das Gras, eh' es sich besaamen kann, abgeweidet, wodurch die guten Grasarten entweder gar verschwinden, oder doch nur sparsam hervorwachsen.
- 5) Es kann sich drey und viermal mehr Vieh von den Wiesen ernähren, wenn es von diesen im Stalle gefüttert wird, als wenn man es auf dieselben treibt und hütet.
- 6) Das Hirtenlohn wird gespart.
- 7) Der Dünger wird dabey unnütz verschleppt, und kömmt dem Ucker nicht zu statten.
- 8) Auf den ungeheuren Strecken der Viehweiden könnten sich, wenn diese in Aecker und Wiesen verwandelt würden — eben so wie von dem Brodte, das jährlich die vielen Hunde fressen — viel mehrere Familien von Menschen ernähren, und das große Weideland, (Eristen) so jetzt wüste aussieht, würde einem wohlgebauten Garten ähnlich seyn.
- 9) Wenn das Rindvieh des Sommers im Stalle mit Klee gefüttert wird, so giebt es mehrern und fettern Mist; folglich werden alsdann die Aecker besser gedünget, daher diese mehr Getreide und Stroh einbringen, so wie auch in solchem Fall die Kühe mehr und bessere Milch geben, und die Kälberzucht viel gedeichlicher einschlägt.

10) Die Arbeit der Stallfütterung ist auch so sehr groß nicht, wenn die Kleefelder nahe liegen, und kann in kurzer Zeit so viel, als des Tages gebraucht wird, geschnitten und nach Hause getragen werden. In großen Wirthschaften könnte auch dazu ein altes Pferd oder ein Ochse angespannt werden, um den Klee einzubringen.

146. Gesundheit und Krankheit.

Ein Gespräch.

Pred. Frau. Ich hörte ja sagen, daß eure Tochter krank wäre; ist denn wahr, Frau Nachbarin?

N. Ja, sie klagt sich. Wer weiß was ihr fehlt, sie wird schon wieder besser werden.

P. S. Manchmal wird es aber auch nicht wieder besser, vielmehr noch schlimmer. Wollt ihr denn nichts dafür brauchen? Zuweilen kann im Anfange mit wenigem geholfen werden, und hernach —

N. Ich bin nicht dafür. Wenn man nichts braucht, wird man am ersten gesund.

P. S. Alles mit Maaße, Nachbarin! Freylich, wer nichts thun wollte, als Arzney essen bey den kleinsten Anfällen — Aber es giebt doch Zeichen, daran man wol wissen kann, daß Hülfe nöthig sey.

N. Und was sind denn das für Zeichen?

P. S.

P. S. Die will ich euch sagen. Wenn jemand nicht essen kann, Drücken in der Herzgrube und einen üblen Geschmack im Munde hat. Wenn ihm die Glieder, der Rücken und alle Knochen weh thun. Wenn einem das Trinken zuwider ist, oder wenn er Kopfweg und einen harten Leib hat. Seht liebe Frau, das sind Zeichen, daß man eine Krankheit brütet, die gefährlich seyn kann, wo nicht bald Hülfe geschafft wird.

N. Davon weiß ich nichts, bin auch fast niemals krank gewesen, außer an den Blattern, da war ich recht krank! Sie haben mich auch recht zugerichtet, wie Sie noch sehen kann. Doch, Gott lob! daß ich nur davon kein Krüppel geworden bin, wie so viele, die ich kenne.

P. S. Wer weiß, ob es bey eurer Tochter die Blattern nicht auch werden. Besinnet ihr euch noch auf die Predigt, die mein Mann von den Blattern hielt?

N. Ich gab nicht recht Achtung. Aber sage Sie mir doch, was braucht man denn bey dem Mädchen wol, wenn es die Blattern werden sollten? Ich werde sie wol immer sehr warm halten, und ihr hitzige Sachen eingeben müssen, die das Gift vom Herzen wegstreiben. Meine Pathe brachte mir einen Trank, ich glaube, es war Schaffloth in Bier gekocht, als ich krank an den Blattern lag. — Was meint Sie denn dazu? Ob —

P. S. Thut doch nicht so übel an eurem Kinde, und braucht außs gerathewohl alles, was Mädchenpiegel. D euch

euch unwissende Leute rathen. Geht doch in die Stadt, und wendet das an euer Kind, was ihr an euer Vieh wenden würdet, wenn es krank wäre. Und wenn ihr mir nicht glaubt, so kommt zu uns, und fragt meinen Mann um Rath.

A. Das werd' ich thun. Gott behüte Sie!

P. S. Und euch auch.

Wie köstlich ist's, wenn man seinen Verstand anwendet, den Unwissenden zu belehren, und allem bösen Wesen abzuhelfen!

147. Ein Mittel, die Blattern ohne große Gefahr zu bekommen.

Einmal starben in einer gewissen Gegend sehr viele Kinder an bösen Blattern. Der Prediger eines benachbarten Ortes, wo man noch nichts von Blattern wußte, hielt es daher für seine Pflicht, öffentlich in der Kirche seinen Zuhörern Verhaltensregeln zu geben, damit, wenn die Blattern auch unter ihre Kinder kämen, doch nicht so viele daran sterben möchten. Er warnte sie besonders vor der Thorheit, Blattertkindern hitzige Sachen einzugeben, und hat sie, ihre Stuben fein rein zu halten, und immer frische Luft in dieselben zu lassen. Dabey sagte er ihnen auch, daß man Kindern künstliche Blattern geben könne, und nicht erst zu warten brauche, bis sie etwa durch

durch Ansteckung die natürlichen bekämen. Bey den künstlichen Blattern fügte er hinzu, könnten Aeltern weit getroster seyn, als bey den natürlichen, weil jene fast gar keine Krankheit zu nennen wären. Bey den gewöhnlichen Blattern (von denen unter tausend Menschen nicht fünf ganz befreyt blieben) könnte es gar zu leicht geschehen, daß die Ansteckung innerlich etwa durch die Nase, im Halse, Magen oder in der Lunge geschähe. Diese Theile wären aber sehr empfindlich und vermehrten die Gefahr. Ferner könne es geschehen, daß die Blattern mit andern Krankheiten verbunden, oder bey schon Erwachsenen unter Mangel an Pflege oder sonst in mißlichen Gesundheitsumständen einträten. Dies alles wäre bey den künstlichen Blattern nicht zu befürchten; die könnten in der besten Jahreszeit, im obstreichen Herbst, bloß äußerlich, an einem nicht sehr empfindlichen Orte, auf der Hand, zwischen dem Daumen und Zeigefinger, auf dem dicksten Fleische oculirt, oder auf deutsch, eingepflet werden. Hierauf beschrieb er ihnen das ganze Verfahren dabey so deutlich, als es ihm nur möglich war, und erbot sich es ihnen selbst zu zeigen, wenn sie es noch genauer wissen wollten. Er erzählte ihnen auch, mit was für einem glücklichen Erfolge das Einimpfen der Blattern schon in vielen Ländern geschehen wäre, und daß viele tausend, selbst alte Leute, ja sogar vornehme Herren, z. E. der König von Frankreich, die Kaiserin von Rußland, der regierende Fürst

von Anhalt Dessau, sein einziger Erbprinz und sehr viele andere die Blattern auf diese künstliche Art glücklich überstanden hätten.

Der größte Theil seiner Zuhörer verdachte den guten Mann gar sehr darum, und verispottete ihn zu Hause und in jeder Gesellschaft. Einige waren zwar bescheidener, wurden aber doch von vielen Zweifeln darüber beunruhiget. Dies alles erfuhr der Prediger gar bald wieder. Er forderte deshalb seine Gemeinde den folgenden Sonntag auf, nach der Kirche sich auf einen Rasenplatz neben dem Orte, wo sie sich sonst bey wichtigen Angelegenheiten einzufinden gewohnt war, zu versammeln, er wolle auch dahin kommen, und da könnte alsdann jeder mit christlicher Bescheidenheit seine Einwendungen dagegen vortragen, welche er ihnen zu beantworten erbödig wäre.

148. Fortsetzung der vorigen Erzählung.

Die Einwohner des Ortes, sowol Männer als Weiber, kamen um die bestimmte Zeit auf den Rasenplatz, und der Prediger redete sie so an: „Lieben Leute, ihr kennt mich doch als einen rechtschaffnen Mann, und habt immer das gute Vertrauen zu mir gehabt, daß ich euch zu nichts ermuntre, als was gut für euch ist, und zu eurer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt gereicht. Sagt mir doch nun, warum ihr mich so sehr darum ver-

verdächt habt, daß ich euch zum Einimpfen der Blattern ermuntert habe? „

„Herr Pfarr! riefen gleich wie mit einem Munde vier Mütter, alles wollen wir gern thun, was Sie von uns verlangen, aber nur dies nicht. Unfre Kinder haben uns viel Schmerzen gemacht, da wir sie zur Welt gebahren, und nun sollten wir so etwas zugeben? „

„Fahrt nicht gleich auf, liebe Mütter! sprach der Prediger, wir wollen uns freundschaftlich jetzt über etwas besprechen, das unfre Kinder angeht, und wovon zu reden unfre Pflicht ist. Haben müssen doch nun einmal eure Kinder die Blattern, denn selten bleibt ein Kind damit verschont. Gesezt aber auch, daß sie sie nicht in ihrer Jugend bekämen, in welcher Furcht müßten sie, so oft sie einmal einträten, in ihrem ganzen Leben vor ihnen stehen, und wie weit gefährlicher wird dies Uebel, wenn es Erwachsene, oder gar Personen in der Mitte ihres Lebens ergreift! „

Ja, antworteten die Mütter, bekommen mögen sie sie in Gottes Namen — aber nur natürlich, und dann werden sie auch recht gut durchkommen, denn wir sind gut durchgekommen.

Pr. Der Schluß ist nicht richtig. Ihr seyd glücklich durchgekommen, weil die Blattern damals gutartig waren. Seyd ihr denn aber im Stande zu behaupten, daß eure Kinder eben die natürlichen Blattern bekommen werden, wenn sie gutartig sind? Sind denn jetzt gutartige Blattern

um uns herum? Ihr wißt ja die Hunderte von armen Opfern, die in den nächsten Dörtern in Monatsfrist sind begraben worden. Ihr habt ja die zerlegten Gesichter, die Blinden, die Stummen und Krüppel zum Theil zeither gesehen, welche durch die Blattern entstanden sind. Das alles habt ihr bey den künstlichen Blattern nicht zu befürchten, die können wir unsern Kindern von gutartigen Blattern verschaffen, können die beste Zeit dazu wählen, und sie, so viel es nöthig ist, dazu vorbereiten. Eure Kinder sind ja euer größtes Reichthum. Solltet ihr nicht für die Erhaltung ihres Lebens und ihrer guten Bildung bedacht seyn müssen? Ein gutgebildeter Mensch hat auf allen Seiten besser Fortkommen in der Welt, als ein schlechtgebildeter.

Sterben und verunglücken denn, ruft eine andere, nicht auch Kinder an den künstlichen Blattern?

Pr. So gewöhnlich der Fall bey den natürlichen Blattern ist, eben so, und noch seltener ist er nach dem Zeugniß der größten Aerzte bey den künstlichen.

Es bleibt aber doch immer möglich, erwieberte sie, daß eins unsrer Kinder an den künstlichen Blattern stirbe, und wenn das Unglück nur erst möglich ist, so hats zum Geschehen nur noch einen Schritt.

Pr.

Pr. Aber das Unglück ist ja noch weit mehr möglich, daß eure Kinder an den natürlichen Blattern sterben.

I nun, antworteten die vier ersteren, als dann ist es Gottes Wille gewesen, da können wirs nicht ändern.

Pr. Lieben Leute, was macht ihr euch denn für eine Vorstellung von dem Willen Gottes? Glaubt ihr denn, daß, wenn ein Kind an den Blattern stirbt, Gott ihm selbige absichtlich dazu zugeschickt habe, daß es daran sterben solle? Oder glaubt ihr, daß er, wie ich schon oft gesagt habe, es der Natur des Kindes überlasse, ob es Kräfte genug haben werde, sie zu überstehen, und den Nestern des Kindes, ob sie es gehörig verpflegen, und daß er, wenn im Gegentheil das Kind stirbt, den Tod desselben durch kein Wunder hindere? Wenn wir Gott nicht lästern wollen, müssen wir die letzte Erklärung annehmen. Nun erwägt doch, daß an den künstlichen Blattern weit weniger Kinder sterben, als an den natürlichen, und daß wirklich durch das Einimpfen solchergestalt vielen das Leben gerettet werde; wie könnt ihr denn, im Fall, daß eins von euren Kindern an den natürlichen stirbt, behaupten, daß es Gottes Wille gewesen, daß es daran habe sterben sollen? Müßt ihr nicht vielmehr glauben, daß es sein Wille gewesen, daß ihr ihm hättet sollen die Blattern einimpfen lassen?

Herr Pfarr! fiel hier ein Mann aus der Gemeinde ins Wort, Sie sind ein sehr gewissenhafter Mann, das weiß ich; sollte denn ein solches Verfahren mit unsern Kindern kein Eingriff in Gottes heilige Wege seyn?

Pr. Freund! ist denn das ein Eingriff in Gottes Wege, wenn ein Mensch seine Vernunft dazu anwendet, einer ihm drohenden Gefahr zu entgehen, oder sie wenigstens überwindlicher für sich zu machen? Wenn das Sünde ist, so darf keiner von euch aus dem Hause laufen, wenn die Flammen schon über demselben zusammenschlagen; so dürft ihr keine Arznei einnehmen, wenn ihr krank seyd, und keine Abführungsmittel brauchen, wenn sich Unreinigkeiten in eurem Körper gesammelt haben. So dürfte man auch wol keine Blitzableiter an einem Pulverthurme anbringen. Die Natur legt uns Krankheiten auf, lieben Freunde, unsre Vernunft giebt uns Mittel wider sie an die Hand; brauchen wir nun diese Mittel, so thun wir nicht nur keinen Eingriff in Gottes heilige Wege, sondern wir verherlichen ihn gar dadurch, denn wir brauchen unsre Vernunft, wozu er sie uns gegeben hat.

Diesen vernünftigen Vorstellungen des Predigers gaben die Leute Beyfall, nur an das Einimpfen wollten sie nicht. „Sobald, sagten sie, als das erste Blatternkind in unserm Orte seyn wird, wollen wir unsre Kinder zu ihm hingehen lassen, denn da sind sie doch nicht gleich bösartig.“
Das

Das könnt ihr nicht wissen, sagte der Prediger, ob die Blattern, wenn sie hieher kommen, nicht schon bösartig sind, und dann ist es ja auch noch ungewiß, ob eure Kinder sie durch das bloße Hingehen bekommen? Oder es bekommt sie heute eins, in vierzehn Tagen ein anderes, und dardrüber geht die beste Zeit hin.

Der Mann hat Recht, murmelten die Männer ihren Weibern in die Ohren, es ist alles wahr, was er sagt. Wir wollen folgen, und unsern Kindern die Blattern inoculiren lassen. Inoculiren? nein, durchaus nicht! riefen die Weiber wieder.

Ganz gelassen bey der Hartnäckigkeit dieser Weiber, erwiederte der Prediger: ihr müßt doch alles wahr finden, was ich euch gesagt habe, und ihr haltet es auch für wahr, aber ihr stoßt euch nur an dem Worte: inoculiren. Ihr wollt, wenn das erste Blatternkind hier seyn wird, eure Kinder zu selbigem hinschicken. Ist das nicht auch eine Art von Inoculation? Seyd ihrs da nicht auch, die ihren Kindern, eher als sie die Blattern bekommen hätten, selbige verschaffen? Wider die Sache selbst habt ihr also nichts mehr. Auf der Art und Weise wird doch wol keine neue Sünde etwa beruhen? Und so ist ja denn doch wol der Verstand gemäß, und wahre Pflicht, daß man unter mehrern Weisen die sicherste wähle. Seyd ihr im Stande, hierwider etwas einzuwenden?

Die Weiber schwiegen, und wurden bald blaß, bald roth; die Männer aber rusten ihm einstimmig

mig zu: Herr Pfarr, wir folgen Ihrem guten Rathe!

Dies werdet ihr, erwiederte der Prediger, um so viel lieber thun, wenn ich euch sage, daß ich gestern meinem einzgen Kinde die künstlichen Blattern eingepft habe, um euch mit einem guten Beyspiel vorzugehen, und euch zu ermuntern, im Vertrauen auf Gott ein Gleiches zu thun.

Die Väter der Gemeinde batens insgesammt, nur wenige ausgenommen, er möchte doch zu ihnen kommen, und dies gute Werk an ihren Kindern selbst verrichten, weil sie sich nicht recht zu machen getrauten. Dies that der Prediger mit Freuden, und in einigen Tagen hatten alle Kinder die künstlichen Blattern. Nur eins starb davon, das war aber verwahrloset worden. Die übrigen brachten vierzehn Tage darauf die Aeltern in des Predigers Wohnung, um ihm mit innigster Nührung ihrer Herzen für seinen guten Rath zu danken. Der Prediger nahm nun Gelegenheit, ihnen eine wichtige Lehre einzuschärfen, nemlich folgende:

„Lieben Leute, wenn ihr künftig etwas nicht gleich fassen könnt, so spottet und redet nicht gleich übel von euren Lehrern, geht lieber zu ihnen, und tragt ihnen eure Zweifel vor, damit ihr eines Bessern belehrt werdet.“

Den folgenden Sonntag feyerte er mit seiner Gemeinde ein frohes Dankfest.

149. Der Leichvogel.

Marthe, eine sehr abergläubische Frau, lag am Friesel krank, doch hatte ihr der Arzt Hoffnung zur Wiedergenesung gemacht. In der dritten Nacht aber, vom Anfang ihrer Krankheit gerechnet, flog ein Vogel mit starkem Geschrey an ihr Stubenfenster. „Ach, sagte Marthe, nun muß ich sterben, das ist der Leichvogel, der ruft mich!“, Hierüber ängstigte sie sich so sehr, daß sich ihre Krankheit von Stund an zusehens verschlimmerte, und sie würde gestorben seyn, wenn nicht gleich dem Arzte von diesem Vorfalle wäre Nachricht gegeben worden. Dieser war ein vernünftiger Mann, der sichs besonders angelegen seyn ließ, den Aberglauben den Leuten aus den Köpfen zu bringen. „Ey, sagte er, liebe Frau, wie könnt ihr glauben, daß es einen Vogel gebe, der durch seine Stimme dem Menschen den Tod prophezeje! Da müßte ja der Vogel mehr wissen als wir, denn uns hat ja Gott unsere Todesstunde weislich so tief verborgen, daß wir sie schlechterdings nicht wissen sollen. Der Vogel, von dem ihr glaubt, er kündige euch euren Tod an, weiß ja seinen eignen Tod nicht einmal. Hat er euch denn bey eurem Namen gerufen, daß ihr so gewiß behauptet, es gelte euch? Unser Lebensziel steht ja bloß unter der Aufsicht und Regierung unsers guten Vaters im Himmel. Ihr seyd eine Christin, wollt ihr lieber dem Vogel oder dem Worte Gottes trauen?“,

Hier:

Hierauf zeigte er ihr, was das eigentlich für ein Vogel sey, warum er so schreye, und warum er eben nach ihrem Fenster geflogen sey. Durch diese und andere vernünftige Vorstellungen brachte es der Arzt noch dahin, daß sich die abergläubische Furcht bey der Frau verlor, und sie wurde wieder gesund. Wenn ihr nachher jemand vom Leichvogel viel reden wollte, so lachte sie und sprach: mein Leben steht in Gottes Hand, wenn ers für gut befände, mir meine Todesstunde anzukündigen, so würde er dazu keinen Vogel brauchen, der selbst nicht weiß, wenn ihn der Jäger vom Baume herunterschiesen wird.

Bev immer zunehmender besserer Erkenntniß Gottes und seiner wunderbaren Werke findet der Aberglaube sein Grab.

150. Die Zahl Dreyzehnt.

Eine vornehme Frau stand in der albernen Meinung, daß, wenn dreyzehn Personen zu Tische säßen, in dem Jahre nothwendig eine davon sterben müsse. Nun trugs sich zu, daß sie bey einem Gastmahl selb dreyzehn zu Tische zu sitzen kam, ohne daran zu denken. Man bemerkte es nicht eher, als nach geendigter Mahlzeit. Lieber Gott, wie ängstigte sich die Frau nachher! Da half kein Zureden. Sie grämte sich Tag und Nacht und starb wirklich in dem Jahre. Aber wodurch und
woran

woran starb sie wol? Von der Zahl Dreyzehn am Tische? Nimmermehr! Gram und Furcht, die aus Aberglauben entstanden, tödteten sie.

151. Ich habe mich in der Ursach geirrt.

„Seht doch zu, daß ihr einen Ruhewisch von einer Marktfrau bekommt, und den legt eurem Kinde unter das Kopfkissen, so wirds bald ruhig werden und schlafen.“ Diesen Rath gab Frau Marthe einer Mutter, deren erstes Kind sehr unruhig war, und in den ersten Tagen nicht schlafen wollte. Als nun die Mutter aus vernünftigen Gründen ihr nicht glauben wollte, so führte Marthe das Beyspiel von einer Frau in dem Orte an, wo sie zu Hause gehörte. Diese hätte, wie sie sagte, auch ein sehr unruhiges Kind gehabt, sie wäre aber des Markttages auf den Markt gelaufen, und hätte sich von einer Bauersfrau einen Strohwich geben lassen, den sie beym Tragen unter den Korb legte, und habe den dem Kinde unter den Kopf gelegt, gleich wäre es ruhig geworden, und hätte besser geschlafen. Indem sie noch davon redete, trat der Arzt, welchen die Mutter hatte rufen lassen, um mit ihm wegen der Unruhe ihres Kindes zu reden, in die Stube. Nachdem er den Inhalt ihres Gesprächs vernommen, sagte er zu Marthen: Also meint ihr, daß wirklich der Ruhewisch das Kind ruhig gemacht habe?

III.

M. Ja Herr, was sonst? vorher war es ja unruhig und konnte nicht schlafen.

A. Wenn ihr wollt, so will ich euch von dieser thörichten Meinung helfen. Antwortet mir auf meine Fragen. Hatte denn die Frau, die den Ruhewisch vom Markte holte, ihr Kind lieb?

M. Ja Herr, sonst würde sie sich nicht die Mühe gegeben haben.

A. Wenn eine Mutter ihre Kinder lieb hat, und wünscht, daß sie Ruhe haben und zu rechter Zeit schlafen sollen, entzieht sie ihnen denn da die Brust, oder reicht sie ihnen dieselbe alle Augenblicke? oder überfüttert sie dieselben, und giebt ihnen schädliche Speisen, z. B. Kaffee- oder Theesüppchen u. dgl.? oder wündet sie dieselben zu fest ein? oder läßt sie sie in ihren verunreinigten Windeln liegen und wund werden, oder vom Ungeziefer fressen? Dies alles sind Ursachen, um deren willen kleine Kinder zuweilen heftig schreyen.

M. Aber, mein Herr, das wäre doch eine schlechte Mutter, die es so mit ihren Kindern machen wollte, wie Sie da sagten.

A. Es kann dergleichen auch bey einer guten Mutter statt finden, die mit kleinen Kindern noch nicht recht umzugehen weiß. — Da nun aber die Mutter, von der ihr sagtet, sie habe sich die Mühe gegeben, und aus Liebe zu ihrem Kinde einen Ruhewisch vom Markte geholt, damit eine so große Probe ihrer Liebe zum Kinde gab; so läßt sich auch leicht schließen, daß sie allen Fleiß werde ange-

angewendet haben, um hinter die eigentliche Ursach des Weinens und der Unruhe ihres Kindes zu kommen. Gewiß, liebe Frau, der Wisch half weiter nichts, als daß er den Vorsatz der Mutter bewies und bestätigte, nemlich, ihr unruhiges Kind durch alle nur mögliche Mittel wieder zur Ruhe und zum Schlaf zu bringen. Je ernstlicher nun ihre Untersuchung wurde, desto näher kam sie der Ursach des Schreyens, und fand sie endlich wirklich. Diese Ursach aber habt ihr nicht erfahren, darum glaubt ihr, der Ruhewisch habe es gethan.

M. Herr, Sie werden wol recht haben, aber ich und viele andre Weiber glaubten, der Ruhewisch sey die Ursach des Schlafes.

A. Und dazu verleitete euch ganz gewiß nur das einzige Wort Ruhe. (S. Ephr. Gdzens nützl. Allerley III. B. pag. 110. ff. vom Witz des Aberglaubens.)

Hierauf untersuchte er selbst das schreyende Kind, und fand, außer vieler Schärfe, die dem Kinde ein empfindliches Jücken verursachte, daß es die Mutter aus Mangel an hinlänglicher Erfahrung zu fest gewunden hatte. — Er gab ihr den Rath, es nur in Bindeln einzuschlagen. Dies that sie, und ihr Kind wurde ruhiger und schlief sanft.

Was der Mensch recht ernstlich will, das richtet er auch aus, wenn er kann. Wenn man nun vielerley Mittel zugleich braucht, und es erfolgt,

erfolgt, was man wünscht; so ist ein gewöhnlicher Fehler der meisten Menschen, daß sie dem unwahrscheinlichsten Mittel, wenn es nur etwas besonderes an sich hat, diesen Erfolg zuschreiben. Das heißt, sie nehmen etwas für die Ursache einer Wirkung an, die es weder ist, noch seyn kann.

152. Der schädliche Einfluß der abergläubischen Furcht auf Gesundheit und Leben.

Eine sonst gute und ehrliche Bauersfrau war in einem benachbarten Dorfe im Hause ihres neuen Schwiegersohns Abends allein in einer Kammer, wo sie zu thun hatte. Hier fiel ihr plözlich mit einem eiskalten Schauer der Gedanke ein: wie wenn dir jetzt die erste selige Frau deines Tochtermannes erschiene? Mit diesem Eindrucke kehrte sie bey einbrechender Nacht zurück nach ihrem Wohnorte. Unterweges däuchte es ihr nun, weil sie diesen Gedanken immerfort im Kopfe behielt und sich fürchtete, als legte sich etwas Schweres in ihren Korb, den sie auf dem Rücken trug, und als müßte sie dies den ganzen halbständigen Weg über durch ein Hölzchen bis nach Hause tragen. Mit der größten Herzensangst legte sie den Weg zurück, kam leichenbläß bey den Ihrigen an, wurde krank und — starb wenige Tage darauf
als

als ein unglückliches Opfer ihrer abergläubischen Furcht. Denn die Schwere, die sie fühlte, kam bloß von der Beängstigung her, die ihr Blut in den Adern stocken machte. Davon fühlte sie eine Schwere in den Gliedern, wie wenn einem ein Bein eingeschlafen ist. Mit dem Alp-Drücken ist es eben so beschaffen.

153. Aberglaube bey Copulationen.

Ein alter Landprediger hatte sich viele abergläubische Meinungen vom Copuliren gesammelt, und ließ die schädlichsten darunter öffentlich bekannt machen, damit verständige Leute sie prüfen und widerlegen, besonders aber Lehrer in den Schulen sich darüber mit ihren Kindern besprechen könnten. Es waren folgende:

- 1) Zwey Paar Brautleute dürfen sich nicht zugleich trauen lassen, weil sonst eins davon ohnfehlbar eine unglückliche Ehe haben müsse.
- 2) Wenn der Braut der Kranz wankend wird bey der Trauung, so überfällt sie in dem Jahre eine Krankheit. — Fällt er gar ab, so bedeutet es den Tod. Darum pflegen manche Väter sehr ängstlich darauf zu sehen, daß der Kranz recht fest stecke.
- 3) Fällt ein Trauring auf die Erde, ehe sie gewechselt sind, (welches bey glatten Handschuhen leicht geschehen kann) so bedeutet es Unglück
Mädchen Spiegel. P und

und Uneinigkeit im Ehestande. Hat der Prediger das Schicksal, daß er einen Ring verwechselt oder fallen läßt; so ist er Schuld an allem Unglück, das nachher den Eheleuten begegnet, und man wirft wol gar einen tödtlichen Haß auf ihn.

4) Brautleute müssen so dicht am Altare aneinander stehen, daß niemand zwischen durchsehen kann. Denn es können böse Leute in der Zeit, da sie nicht dicht beysammen stehen, etwas zwischen sie bringen, und ihnen durch Zauberrey etwas anthun, daß sie sich einander nicht lieben können, wenn sie auch wollen, sondern hassen müssen.

5) Bey dem Hingange zur Kirche kommt auch sehr viel darauf an, wer und was ihnen auf dem Wege von Menschen und Thieren begegnet, wenn die Ehe glücklich oder unglücklich seyn soll.

6) Regnet es der Braut in den Kranz, so glaubt der künftige Ehemann dadurch berechtigt zu seyn, sein Weib schlagen zu dürfen. Er hält das nicht für Unrecht, das Schicksal, glaubt er, habe es so bestimmt und mit sich gebracht.

7) Beym Herumführen vor dem Altare und beyrn Stellen vor demselben muß ja nichts versehen werden. Kommt die Braut am unrechten Orte zu stehen, so muß Glück und Stern verschwinden.

8) Sagt

8) Sagt die Braut eher Ja als der Bräutigam,
so stirbt sie eher.

Wenn Eheleute solchen albernen Meinungen
noch Glauben beymessen, so kann leicht ihr Ehe-
stand ein Wehstand werden.

154. Die Hochzeit.

Auf einem Dorfe war bey Hochzeiten der Ge-
brauch, daß die Verwandten und Hochzeitgäste
dem Brautpaar Geschenke machten. Der ver-
ständige Schulmeister dieses Dorfes benutzte alle-
mal die Gelegenheit, ein gutes Buch, worinne
Unterricht zu einem frohen und glücklichen Leben
gegeben wurde, unter die Landleute zu bringen.
Einstmals als Marie mit ihrem Adolph ihr Hoch-
zeitfest feyerte, schenkte er den neuen Eheleuten
eine gedruckte Unterweisung zu einem vernünftigen
und klugen Verhalten im Ehestande, in welcher
auch Regeln für Schwangere und Säugende mit
aufgenommen waren *). Marie lachte, und gab
zu verstehen, daß das wol eben so nöthig nicht
wäre zu wissen. „Liebe Braut, sagte der Schul-
meister mit der größten Ernsthaftigkeit, dies ist

P 2

eine

*) Ein solches Buch hat auch der Prediger Sintenis
in Dornburg bey Herbst unter dem Titel ver-
faßt: Mütterlicher Rath an meine Tochter,
wie sie die glücklichste Gattin, Mutter und
Hausfrau werden könne. Jeder Vater sollte
es seiner Tochter erst wenige Monate vor ihrer
Verbindung in die Hände geben.

eine Sache von großer Wichtigkeit! Viele tausend Kinder würden mehr am Leben bleiben, und die Gesundheit so mancher Mütter und auch wol Väter — eher und länger erhalten werden, wenn sie zuvor von den Fehlern unterrichtet würden, die sie in ihrem Ehestande und in der ganzen Erziehung ihrer Kinder begehen können! „ Diese Worte machten Eindruck auf Marien; sie las alle Sonntage des Abends mit ihrem Adolph in diesem Buche, und fand den Inhalt wirklich so wichtig, wie ihn der Schulmeister angegeben hatte. Sie ließ es auch ihre andern schon verheiratheten Freundinnen lesen, und der Schulmeister hatte die Freude, zu sehen, wie durch Befolgung dieser heilsamen Lebensregeln der größte Theil des Dorfes nach und nach recht lange die mannigfaltigen Freuden des Ehestandes genöß.

155. Das Hochzeitgedicht.

Ein vortreffliche Mutter überreichte der Braut ihres Sohnes an ihrem Hochzeitstage ein Gedicht, welches, statt der gewöhnlichen, oft sehr ungereimten Sündelehren, einen kurzen Inbegriff der Pflichten einer Gattin und Mutter enthielt, und war überschrieben: Mutterpflichten. Folgende Stellen waren daraus die schönsten:

Sehd gegen jeden gern im Handel, Wandel billig,
Da, wo ihr helfen könnt, auch gern zu helfen
willig;

Im

Im Glück nie stolz, im Leiden unverzagt,
 Fest im Vertrauen, wenn Euer Herz auch klagt.
 Bergeßt, ihr Lieben, nie der Armen,
 Der Wittwen und der Waisen nicht;
 Im Stillen äbt des Wohlthuns sel'ge Pflicht,
 Dafür zum Lohn wird Gott auch Eurer sich
 erbarmen.

Liebt euch getreu, nicht nach der heut'gen Mode!
 Voll warmer, reinsten Zärtlichkeit,
 Theilt jede Freude, jedes Leid. — — —
 Der Mann sey immer Mann, die Frau sey im-
 mer Frau;

Ein jedes treibe gern die häuslichen Geschäfte,
 Und brauche tren dabey die ihm verliehnen Kräfte.
 Bey Menschenfehlern denkt auch keines zu genau.
 Ein Wort in Eil geredt, das ahnde man nicht
 immer;

Denn Widerspruch macht stets die Sache
 schlimmer,
 War Gellerts Hecht nun blau, i nun, so sey er
 blau —

Hartnäck'ger Eigensinn erbittert Mann und Frau.
 Schenkt Gott einst Eurer Liebe Kinder,
 Und mir das Glück, ein Enkelchen
 Von Euch, Ihr Lieben, noch zu sehn:
 So ist es Eure Pflicht nicht minder,
 Durch Gottesfurcht und Beyspiel stets auf den,
 Der es euch gab, es weislich hinzuleiten —
 Und, meine Tochter — — übergieb
 Nicht feilen Ammen deine Kinder:

Sie selbst zu säugen sey dir wichtige Pflicht und Lust,
Denn dazu gab dir Gott die Brust,
Und dein Beruf macht dich und auch dein Kind
gesünder.

156. Nächstenliebe.

Eine schwangere Handelsfrau, die bey strenger Kälte und im tiefen Schnee nach einer gewissen Stadt zum Jahrmärkte gehen wollte, wurde, als sie noch ferne von dem Orte war, von Geburtsschmerzen überfallen. Sie war in der größten Gefahr, ums Leben zu kommen. Zwey Weiber, die auf einem andern Dorfe in der Mühle gewesen waren, kamen auf sie zu. Barbe, die einige Schritte vorausging, wurde sie zuerst gewahr. „Da sitzt, rief sie, ein fremdes Mensch, das ist entweder närrisch, oder hat das böse Wesen.“ Marie, die die größte Last auf dem Rücken trug, ging gleich aus dem Wege auf sie zu, um zu sehen, was ihr fehle, und fand sie in den kläglichsten Umständen. „Komm, rief ihr Barbe zu, laß sie sitzen, was geht sie uns an, wir müssen nach Hause.“ „Nein, antwortete Marie, ich habe in der Schule gehört, daß uns Menschenleben theuer seyn solle, weil jeder Mensch Gottes Ebenbild an sich trägt, und daß man alles thun müsse, um es zu erhalten und zu retten. Hier sind nun gar zwey Menschen, deren Leben in Gefahr ist. O welche Freude, wenn wir sie retten könnten!“
Komm,

Komm, wir wollen unser Mehl absetzen, und versuchen, ob wir sie können ins Dorf bringen. „Das wäre mir eben recht, antwortete Barbe, ich bin froh, daß ich so weit bin, wer hilft uns denn? „ und damit ging sie fort. Marie setzte ihren Korb an einen Baum, und holte noch etliche gute Weiber nebst einer Hebamme aus dem Dorfe, weil es ihr nicht möglich war, sie allein fortzutragen, und hatte die Freude, daß Mutter und Kind durch ihre Sorgfalt gerettet und bey'm Leben erhalten wurden.

Alle gute Menschen, als sie diese That erfuhren, liebten und lobten Marien, aber Barbe ward als eine Lieblose verachtet.

Wer deiner Hülfe bedarf, der ist dein Nächster, dem sollst du helfen wie du kannst. Luc. 10, 29 — 37.

157. Das eigensinnige Ehepaar.

Klaus hatte, so wie seine Frau, von den Aeltern und in der Schule, eine schlechte Erziehung und schlechten Unterricht erhalten. Beide waren niemals gewöhnt worden, andern Leuten etwas zu Gefallen zu thun, oder etwa zu denken: So wie du gern siehst, wenn dir deine Fehler vergeben werden, so vergieb auch andern Leuten ihre Fehler, und so lange du nicht vollkommen bist, so erzürne dich nicht so sehr über die Unvollkommenheiten der andern. Einer trage des andern

Schwachheiten mit Geduld und Langmuth, so wird das Gebot Christi erfüllet ic. Kurz, alles dieses dachte und that dies Ehepaar nicht. Eins lebte immer dem andern zuwider, und keiner konnte den Grund angeben, warum? Klaus fuhr die Leute hart an, wollte alles besser wissen, und widersprach jedermann. Seine Frau zankte sich beständig bald mit ihm, bald mit dem Gefinde, welches ihr nichts gut genug machen konnte. Die Mägde mußten mehrentheils nackend und bloß von ihnen laufen, und kein Mensch mochte ihr Freund seyn.

Aber es war auch nichts als Fluch und Unsegen in ihrem Hause. Die Frau hatte sich krank geärgert und gegrämt, elende sieche Kinder hatte sie geboren, die das Bild des Verdrußes, der beständig im Hause war, auf ihren Gesichtern trugen. Sehr oft war Klaus bestohlen, oder hatte Prozesse, die ihm das meiste kosteten, weil er meistentheils Unrecht hatte. Kurz, sie kamen auf keinen grünen Zweig, und ihren Kindern hinterließen sie ein geringes Erbgut.

Es sey dir nichts so sehr als Eigensinn verhaßt!
Durch ihn wird man der Welt, so wie sich selbst
zur Last.

158. Die Kindtaufe.

In einem Dorfe war der Gebrauch, daß der Vater an dem Tage, an welchem er sein Kind taufen

fen ließ, alle seine Anverwandten und übrigen
 Gevatter zu sich hat, um mit ihnen recht froh zu
 seyn. Es wurde in der Stube, in welcher die
 Wöchnerin lag, gegessen, getrunken, getanzt und
 gesungen. Daraus entstand aber viel Unheil.
 Fähehch starb fast die Hälfte von den Wöchnerin-
 ren im Dorfe, und niemand wußte, was eigent-
 lich daran Schuld war. Endlich bekam das Dorf
 einen neuen Prediger. Dieser bemerkte die trau-
 rigen Folgen solcher Kindtaufenschmause nur gar
 zu bald, und suchte gleich in der ersten Leichenpredi-
 gigt, die er einer jungen Wöchnerin halten mußte,
 seine Gemeinde davon zu überzeugen, daß ihre
 Zusammenkünfte am Kindtaufentage dazu viel mit-
 beytragen. Viele schüttelten darüber die Köpfe.
 Die klügern aber dachten der Sache nach, und
 stimmten ihrem Prediger bey. „Der Mann hat
 Recht, hieß es, thut uns doch allezeit der Kopf
 weh von dem Broden, der in der Stube ist, wie
 muß nun nicht so einer Frau zu Muthe seyn, die
 mitten unter uns im Bette liegt, und sich den
 größten Zwang anthut. „ — Sie überlegten nun
 mit ihrem guten Prediger, wie der Sache abzu-
 helfen wäre, und beschloßen künftig die Taufe
 ihrer Kinder — mit Bewilligung ihrer Obrigkeit
 — wenn es nicht die Noth erforderte, so lange
 aufzuschieben, bis auch die Mutter dabey seyn
 könnte. „Der Gott, sagten sie in der Vorstel-
 lung, die sie deshalb ihrer Obrigkeit machten, der
 uns unsre Kinder schenkt, wird sie darum nicht

verstoßen, wenn sie nicht gleich in den ersten Tagen der Geburt feyerlich zum Christenthum eingeweihet oder getauft werden, und sollten sie ja vorher sterben, sie deshalb nicht von der Seligkeit ausschließen. Die weise Obrigkeit billigte ihren Vorschlag, und wenn von der Zeit an ein Kind sollte getauft werden, so kam die ganze Gemeinde im Gotteshause zusammen, der Prediger richtete den Gottesdienst darnach ein, ließ ein Danklied für die Ankunft des neuen Erdenbürgers singen, und hierauf brachten die Aeltern ihr Kind selbst zur Taufe, wobey dann eine zweckmäßige Rede an die Versammlung vom Prediger gehalten wurde. So wurde nicht nur diese heilige Handlung feyerlicher, sondern es blieben auch viele Mütter am Leben, und hatten die Freude, ihre Kinder aufzuziehen; denn von der Zeit an war es etwas seltenes, wenn eine Wöchnerin starb. Dieser Taufstag aber war nun für die Familie jedesmal ein Freudentag.

O wie vieles könnte zum Besten der Menschheit verbessert werden, wenn man nur ernstlich untersuchte, was alles einer Verbesserung bedürftig wäre, und dann den Willen hätte, die Verbesserung wirklich vorzunehmen!

159. Die Stiefmutter.

Louise heirathete einen Wittwer mit drey kleinen Kindern. An ihrem Hochzeitstage betete sie zu Gott,

Gott, und sprach: Ach Herr, mein Gott! Das Schicksal aller Menschen kömmt auf deinen Willen an. Ich soll die Gehülfin dieses Mannes werden; indem ich an die Stelle seiner verstorbenen Frau trete, auch ihre Pflichten übernehmen, und Mutter dieser armen verlassnen Kinder werden. Es mag aber dieses wol eine schwere Sache seyn. — Doch ich gelobe und verspreche es dir, du allwissender Gott, weil ich heute den aufrichtigen Vorsatz dazu habe. Alle Tage meines Lebens will ich mich an diesen Vorsatz erinnern, hilf mir, o Gott, daß ich ihn vollbringe!

Als sie aufstand, nahm sie ein rothes Band, und knüpfte es an ihr Bette, und sagte zu sich selbst: So oft ich dieses Band sehen werde, will ich mich meines guten Vorsatzes erinnern.

Sie lebte zu ihres Mannes Freude und brachte Glück und Segen über ihr Haus.

Was dir zu behalten wichtig ist, daran erinnre dich durch Denkzeichen.

Eine gute Stiefmutter, sonderlich wenn sie selbst Kinder hat, ist doppelter Ehren werth, weil es ihr viel Mühe kostet, zwischen ihren eignen und ihres Mannes Kindern die nöthige Unparteylichkeit zu behaupten und gerecht zu handeln.

160. Von Nahrungsmitteln.

Eine Frau, die entweder geizig, oder unverständig, oder sehr arm war, gab ihren kleinen Kindern nichts als Mehlsuppe oder Erdtoffeln ohne genugsames Salz zu essen. Da bekamen die Kinder blasse Gesichter und dicke Leiber, und eins starb nach dem andern hin. Als sie nun über ihren Verlust einstmals sehr weinte, da sagts ihr ein verständiger Mann, der es wohl wußte. „Ach, antwortete sie ihm, wie weiß unser eins das? und dann ist das Salz theuer. Erdtoffeln in der Asche gebraten und Mehlsuppe ist bald gemacht, und man wird doch auch satt davon.“ Liebe Frau, erwiederte jener, satt werden, ist nicht die Hauptabsicht des Essens, sondern dadurch genährt und gestärkt zu werden. Und beides würde besser geschehen seyn, wenn ihr eure Kinder je öfter je besser zwischen den Erdtoffelmahlzeiten auch hättet bloße gesalzene Brodtsuppen und Buttermilch mit Brodt essen lassen, oder die vortreflichen gesunden Moräben (Möhren) statt der Erdtoffeln zur gewöhnlichen Kinderspeise gewählt hättet. Sie sind nicht in jedem Jahre gesund, und wenn sie es auch wären, so essen doch Kinder mehrentheils derselben recht viel, und überfüllen damit den Magen; daraus aber entsteht nun eine starke ungewöhnliche Ausdehnung desselben, die ihnen schädlich werden kann. Sie verfallen gar leicht auf Vielresserey. Gewiß eure

eure Kinder lebten noch, und blühten wie die Rosen. „Nun, sprach die gute Frau, wenn mir Gott wieder Kinder schenkt, will ich doch auch so machen.“

Es ist nicht alles gesund, was man essen kann, nicht zu allen Zeiten dasselbe, und manches hört auf schädlich zu seyn, durch die Verbindung, in welcher es genossen wird.

Unwissenheit tödtet zuweilen.

161. Ein Wort für Mütter.

Eine Mutter schaffte sich, damit es ihren Kindern nicht an guter Abwartung und Aufsicht fehlen sollte, eine Kinderwärterin an, mußte aber zu ihrem größten Mißvergnügen sehen, daß keins von ihnen gern etwas mit ihr zu thun haben, und besonders das jüngste sich nicht von ihr wollte tragen lassen. Anfänglich glaubte sie, die Wärterin ginge nicht ordentlich in ihrer Abwesenheit mit den Kindern um, und überraschte und beobachtete sie deshalb öfters heimlich — fand aber allemal, daß sie dieselben recht reich behandelte. Dies vermehrte ihre Verwunderung.

Einst beklagte sie sich darüber in einer Gesellschaft, welcher ein alter erfahrner Arzt mit bewohnte. „Sie können, sagte er, das beste Kinder mädchen von der Welt haben, und es kann

kann

kann sich doch zutragen, daß die Kinder sich nicht gern mit ihr abgeben. Vielleicht hat ihre Kinderwärterin einen unreinen Athem, der den Kindern zuwider ist, und da sie, wie Sie selbst sagen, unaufhörlich ihre kleinen Pflegebefohlenen aus Liebe am Munde hängen hat, und sie küßt, so darf Sie es nicht wundern, wenn Ihre Kinder sich vor ihr scheuen.

Bey der Gelegenheit sagte er den anwesenden Müttern ein Wort zur rechten Zeit, und machte sie auf allerley schädliche Gewohnheiten aufmerksam, die man bey Ammen und Kinderwärterinnen nicht selten findet. „Kinderwärterinnen und Ammen, sagte er unter andern, pflügen, um geschwinder davon zu kommen, die Speisen und Getränke, die die Kinder genießen sollen, meistentheils durchs Blasen abzukühlen, und vermischen dadurch Theilchen vom daraufgeblasenen Athem mit der Masse selbst. Hat nun eine solche Person einen verderbten Athem, ist sie scorbutisch, schwindsüchtig, oder wol gar — venerisch, wie soll da das Blasen in die Speisen des Säuglings gut thun? Viele nehmen wol gar, übrigens aus Vorsorge, das kleine Kind nicht zu verbrennen, die Speise erst in den Mund, oder käuen die Semmel u. dgl., die das Kind genießen soll, und theilen auf die Art dem Kinde nicht bloß ihren giftigen Athem, sondern auch sogar ihren Speichel mit. Eine Mutter, die ihr Kind lieb hat, darf so etwas durchaus nicht geschehen

sehen lassen, weil dadurch, so wie durch das Küssen auf den Mund, oder wol gar durchs Züngeln — Unreinigkeiten und Krankheiten in die Lungen und den ganzen Körper der Kinder hineingebracht werden können, „

Die Mutter stellte hierauf ernstliche Beobachtungen über ihre Kinderwärterin an, und fand, daß wirklich der unreine Athem und das viele Küssen an der Abneigung der Kinder gegen sie, Schuld war. Sie mietete sich eine andere, die sie vorher sorgfältig hatte prüfen lassen, und diese erwarb sich in wenig Tagen die ganze Liebe und Zuneigung ihrer Pflegebefohlenen.

Wer noch daran zweifelt, daß Ammen und Kinderwärterinnen den Grund zu vielen Krankheiten und bösen Gewohnheiten bey den Kindern legen, der beherzige das ernstlich, was hier der alte Arzt gesagt hat.

162. Die schlimme Frau.

Lucie war so abgünstig, daß sie sich selbst nicht satt aß, und auch nicht leiden mochte, daß jemand in ihrem Hause satt wurde. Sie buck solch Brodt, daß es keiner essen oder verdauen konnte, damit es desto länger vorhalten mdächte. Das Zeug wurde nicht oft gewaschen, weil sie fürchtete, es mdächte dünne gerieben werden. Ihre Kinder sollten, um das Schulgeld zu sparen, nicht in die Schule gehen. Ihrem etwas schwächlichen Manne
be

Begegnete sie hart, und kränkte ihn mit beständigem Vermen und Schelten, wenn er etwa den Schimmel vom Brodte schabte, bevor er es aufschnitt, oder eines Diensthofen sich annahm, dem offenbar Unrecht geschah. Wenn sie Korn maß zur Saat, so strich sie es immer wieder halb aus dem Schesfel, und betrog damit ihren eignen Acker. Kurz, es war eine recht schlimme Frau.

Einstmals kam ein Aschenhändler zu ihr, und sie verhandelte ihm alle ihre Asche. Damit aber der Mann doch diejenige nicht bekäme, welche eben auf dem Heerde lag; so raffte sie dieselbe eiligst zusammen, und schüttete sie in eine Bodenkammer. In der Asche war eine Kohle, die faßte Gluth, und in wenig Stunden brannte ihr Haus lichterloh. Eine Magd hatte sie sehen die Asche verstecken, diese gab es bey den Gerichten an, und Lucie ward auf einige Jahre zu schwerer Strafe gezogen.

Es müsse böser Geiz stets ferne von uns seyn?
Ich will von meinem Glück auch andre gern erfreun!

Und wenn ich mehr als sie von Gott empfangen habe,

So stärke dies mein Herz zu jeder milden Gabe.

Jacob. 5, 4. Ebr. 13, 5. 1 Tim. 2, 12.
Sir. 14, 5. 6.

163. Die Wiedererstattung.

Eine Mutter, die in ihren jungen Jahren als Haushälterin ihren Herrn um viel Geld betrogen hatte, versiel in eine schmerzhaft und gefährliche Krankheit. Da wachte ihr Gewissen in den langen schlaflosen Nächten auf, und stellte ihr alle ihre Jugendsünden wieder unter die Augen. Sie wußte vor Angst nicht zu bleiben. Endlich ließ sie den Prediger rufen, und bekannte ihm, was sie Böses gethan habe. Der Prediger sagte ihr, daß sie nicht eher Trost erlangen könnte, bis sie ihr gethanes Unrecht, so viel ihr möglich wäre, wieder gut gemacht, und das gestohlene Gut dem Herrn wiedergegeben hätte. — „Wenn ich das thue, sagte die Kranke, so werd ich zu Schanden vor aller Welt, und meine Kinder müssen betteln.“ Wer Unrecht thut, dem gebührt Schande, antwortete der Prediger, und wenn eins seyn muß, so ist's besser, hier zu Schanden werden, als dort. Thut ihr wenigstens von nun an eure Pflicht, da ihr sie nicht eher thatet, gebt ein gut Exempel, und überlaßt es dann Gott, die Eurigen zu versorgen. Die Kranke war dieser Ermahnung gehorsam, und der Prediger empfing von ihr einen Theil der entwendeten Geldsumme, um es dem Herrn mit der demüthigen Bitte zuzustellen, ihr diese schlechte Handlung um Gottes willen zu vergeben, und Geduld mit ihr zu haben, sie wolle das übrige nach und nach abtragen. Der Herr nahm das

Mädchenspiegel, D Geld,

Geld, und ließ die Kranke seiner herzlichsten Verzeihung versichern, die nun getröstet und ruhig starb. Nach ihrem Tode schenkte der rechtschaffene Herr dieses Geld den Hinterlassenen, und nun hatte Gott für das Glück vieler Personen gesorgt. Eine Sünderin hatte einen starken Beweis ihrer aufrichtigen Besserung und ein sehr gutes Beyspiel gegeben. Der Herr hatte christliche Wohlthätigkeit bewiesen, und die durch der Sterbenden Wiedererstattung verarmte Familie genoß nun durch des Herrn Gnade mit Recht und im Segen ein Gut, welches ihr sonst, auch wenn es verschwiegen blieb, als ein ungerechtes Gut, doch nur Fluch und Unsegen gebracht hätte. 2 Mos. 22, 3-7.

164. Der dumme Spaß.

Eine Frau schickte ihr Dienstmädchen nach der alkernen Gewohnheit in den April, indem sie ihm einen verdeckten Korb, der mit Eisen beschwert seyn sollte, an einen gewissen Ort zu tragen befahl. Der Korb war so schwer, daß einige Vorübergehende, welche sahen, daß die Last die Kräfte des Mädchens überstieg, ihm den Rath gaben, ihn abzusetzen. Dies geschah, und als man nachsah, was darinnen sey, waren es — Steine. Die Betrogene, welche sich verhoben und abgeängstiget hatte, schämte und ärgerte sich so heftig, daß sie in eine hitzige Krankheit verfiel und in wenigen Tagen starb. — Hätte die Frau bedacht, daß ihr unge-

ungesalzner Spaß ein so schlimmes Ende nehmen, und sie eine Mörderin dadurch werden könnte, so hätte sie ihn gewiß unterlassen.

Was du thust, so bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Uebels thun!

165. Der Herr kommt.

Barbe und Margrethe zankten sich bey der Arbeit, und nachdem sie sich mit vielen Schimpfwörtern zum Zorn gereizt hatten, wollten sie sich auch schlagen. Aber indem sie schon die Hände gegen einander aufgehoben, kam ihr Herr ihnen zu Gesichte. Sogleich hatte der Zank ein Ende, und eine jede ging still zu ihrem Geschäfte.

So wie hier der bloße Gedanke was wird dein liebevoller Herr von deiner Handlung urtheilen? den Ausbrüchen einer der heftigsten Leidenschaften Einhalt that; so vermag es gewiß auch in allen Gelegenheiten zur Ausübung einer Sünde der Gedanke an den alleswissenden und allenthalben gegenwärtigen Gott. Gott vergessen ist die wahre Ursach der Sünde. Sagt also niemals: Die Verführung war mir zu stark, die Versuchung zu unüberwindlich — der Teufel verblendete, verleitete mich. Bekennet vielmehr: Ich dachte nicht an Gott; ich glaubte nicht, daß Gott denen, die ihn suchen, d. i. die aus Liebe zu ihm das Gute thun und das Böse lassen, ein Vergelter seyn

seyh werde; ich hatte nicht genug Fleiß daran gewendet, mit Gottes Wort im voraus meine Seele zu nähren und zu stärken, ich hatte dessen Erklärung in der Predigt versäumt, den Umgang der guten Menschen vermieden, die Gesellschaft der Bösen und Leichtsinrigen aber gesucht. Ich glaubte nicht, daß es nöthig sey, mich selbst kennen zu lernen, und zu welcher Art Sünden ich am meisten geneigt sey. Am wenigsten hatte ich mir Mühe gegeben, bösen Gedanken zu widerstehen, und böser Gewohnheiten loszuwerden. Hätte ich das ehrlich und lange genug geglaubt und gethan; gewiß mich hätte weder ein Mensch noch ein Geist zum Bösen verführen können.

166. Vom glauben und nicht glauben.

Der Lehrer. Wenn einem Reisenden, der bey eintretender Nacht und in einem unsichern Lande sich verirrt hat, jemand begegnete, der sich des Verirrten erbarmte, so, daß er ihm nicht allein den rechten Weg sagte, sondern ihn auch selbst darauf brächte, was müßte der Verirrte billig thun?

Das Kind. Ihm danken, und den gewiesenen Weg betreten.

L. Aber bald wieder den Weg verlassen?

K. Nein; sondern eben darauf sehen, daß er ihn nicht verlohre, und so lange darauf bleiben, bis er ihn an Ort und Stelle gebracht hätte.

L.

L. Oder, wenn du ins Wasser gefallen wärest, und ich hielte dir ein Seil hin, um dich daran herauszuziehen, was müßtest du thun?

K. Das Seil ergreifen.

L. Aber wenn ich dich nun bald herausgezogen hätte, müßtest du dann wieder loslassen?

K. Nein; sondern es so lange fest halten, bis ich gerettet wäre.

L. Oder wenn ein Arzt, der alle Kennzeichen eines verständigen Arztes hätte, hilflosen Kranken helfen wollte, wäre da nicht Zutrauen des Kranken Pflicht?

K. Allerdings.

L. Und wodurch müßte der Kranke dieses Zutrauen gegen den Arzt beweisen?

K. Er müßte seinen Vorschriften gehorsam seyn, dessen Einrichtungen, wenn sie ihm auch unangenehm wären, sich gefallen lassen, ihn für die geleistete Hülfe lieben und ihm dankbar seyn.

L. Also ist hier zweyerley Geschäft. Das eine ist das Geschäft des Helfers, und das andre, des Hilfsbedürftigen. Wenn jeder das Seinige thut, dann erfolgt die Rettung. Wenn ich dir nun in deiner Noth zurief: Bediene dich des Mittels zu deiner Rettung, und du meinstest vorerst nicht, daß es ein gutes Mittel wäre, könnte dich dann mein bloßer Zuruf retten?

K. Nicht wohl.

L. Oder: du wolltest aus Trägheit oder Eigensinn dich des angebotenen Mittels, wenn du

es auch für gut hieltest, nicht bedienen, würde dir dann dadurch geholfen werden?

K. Eben so wenig.

L. Oder: du versuchtest es auch wirklich, ließeſt aber bald nach, etwa bey der geringsten Schwierigkeit?

K. Auch dann läge die Schuld an mir, wenn ich nicht gerettet würde.

L. Wende nun dieses Gleichniß auf die wichtigen Lehren an, die du von dem erhältſt, was von Gottes wegen geschehen ist, damit die Menschen von Unwissenheit und Irrthum befreyt, oder, wie es die Bibel nennt, aus der Finsterniß erlöset oder errettet, und durch Jesum, das ist, durch Befolgung seines Raths und Beyspiels glücklich würden; und du wirſt diese Lehren, oder wie es mit Einem Worte heißt: die Religion, besser verstehen und höchst vernünftig finden.

K. Ja, lieber Lehrer, denn ich verstehe jetzt schon besser, was das heißt: wer glaubt, wird selig; wer aber nicht glaubt, bleibt unglücklich.

L. Nun, sage mir, wie du das verstehst?

K. Das heißt so viel, als: Wer das zu wissen und zu thun für nöthig hält, was ihn Gott durch Christum und seine Apostel über Recht und Unrecht hat lehren lassen, und was ihm seine Vorgesetzten und Lehrer in Kirchen und Schulen verstehen helfen, der wird dadurch verständig, und also zum Genuß alles wahren und dauerhaften Guten, mithin zur Seligkeit inmermehr geschickt.

Wer

Wer das aber verachtet, und weder es zu wissen sich bekümmert, noch es, wenn er es weiß, zu thun für nöthig hält, der versinkt immermehr in Irthum und böse Gewohnheiten, und schickt sich also so wenig zur Glückseligkeit, als die Glückseligkeit sich für ihn schickt. Coloss. 1, 12. 13.

167. Der Frühling, ein Bild der Auferstehung.

„Sieh, was ein fruchtbarer Regen nicht thun kann!“, so sprach einst ein Vater zu seiner zwölfjährigen Tochter, als nach langem kaltem Wetter im Frühjahr der Südwind gelinde Witterung brachte. Ihm folgte fruchtbarer Regen, und Wohlgeruch erfüllte die Luft. Wo vorher die Farbe der Verwesung, ein falbes Grau die Gegend bedeckte, da blickten in wenigen Stunden die Spitzen der ersten Frühlingssämereien hervor, und ein liebliches Grün wurde nun allmählig der Fluren herrschende Farbe. Solche Gelegenheiten, wo sich jede menschliche Seele frohen Empfindungen öffnet, nützte der Vater sorgfältig, um seinen Kindern die ersten und bleibenden Eindrücke der Religion zu geben. Auch diesmal wollte er durch die Anrede: „Sieh, was ein fruchtbarer Regen nicht thun kann!“, ein Gespräch veranlassen, welches ihm Gelegenheit darböte, seiner Tochter eine der tröstlichsten Wahrheiten, die die Religion ehrt, nemlich die Auferstehung oder Wiederher-

stellung des ganzen Menschen glaubwürdiger zu machen, und er verfehlte seinen Zweck nicht, denn bald antwortete ihm seine Tochter:

T. Lieber Vater, färbt denn der Regen alles grün?

V. Nein, meine Tochter, sondern Gott hat das Grünen, oder das Bestreben wieder grün zu werden, in die Pflanzen selbst gelegt, und sie warten nur auf den Zeitpunkt, da die mildere Witterung es ihnen erlaubt.

T. Aber sie waren ja fast alle todt und verwelkt, noch vor wenig Tagen.

V. So schienen sie zwar, aber in jeder war doch ein lebendiger Keim, der so lange schlief, bis ihn der mildere Frühling weckte, um sich durch Wachsthum in Blättern und Blüten lebendig zu zeigen.

T. Lieber Vater, dieser Keim macht es wol, daß die neue Pflanze wächst?

V. Ja wol! im Keime ist das Leben der Pflanze. Und man kann sie im Kleinen schon ganz darin sehen, wie die Gelehrten durch ihre Vergrößerungsgläser bemerkt haben.

T. Also der Keim ist nicht die vorige Pflanze?

V. Nein; sondern er ist das Beste, was von der vorigen Pflanze bleiben konnte. Denn etwas mußte sie der Erde, von der sie so lange genährt worden war, wiedergeben, nemlich die abfallenden Blüten, ihre verwelkenden Blätter, manche ver-

verwesende Frucht, und oft ihren ganzen Halm, welches alles abstirbt und zur Erde wird.

T. Aber, lieber Vater, wenn wir sterben, dann wird wol unser Leib ganz verwesen? Genug, daß unsre Seele lebt.

V. Es ist sehr wahrscheinlich, daß unsre Seele nie ohne einen gewissen Körper menschlich wirken kann. Daher hat uns Gott in seinem Wort versprochen, unsre Seele zu seiner Zeit mit ihrem Körper wieder zu vereinigen. Dieses wird die Auferstehung der Todten genannt, welches denn so viel heißt, als die Wiedervereinigung der auf eine Zeitlang getrennten wesentlichen Stücke des Menschen.

T. Sagt mirs doch, lieber Vater, was ist denn eigentlich der Tod?

V. Der Tod ist die Unbrauchbarkeit aller Sinnenwerkzeuge und Glieder zum fernern irdischen Leben.

T. Und was ist die Beerbigung oder das Begräbniß der Todten?

V. Sie ist das Säen des Saamens vom künftigen Menschen, damit der im Körper liegende Keim des vollkommnern Leibes in der Erde zur Verwandlung tüchtig werde.

T. Und die Auferstehung?

V. Das ist die zweyte Geburt des verwandelten Menschen aus der Erde, der nunmehr zum bessern und unvergänglichen Leben reif und tüchtig ist.

T. Nun, Vater, will ich mich auch nicht mehr so sehr vor dem Tode fürchten, da ich weiß, wozu er mir hilft.

V. Liebe Gott, gutes Kind, und halte seine Gebote, so kannst du im Leben und im Tode getrost seyn. Denn Gott hat alle seine Geschöpfe lieb, und ihre Veredlung oder Verbesserung war die Absicht des Schöpfers.

T. Aber, lieber Vater, was ist denn für Ähnlichkeit zwischen dieser Begebenheit in der Natur, die wir heute bemerkt haben, und unsrer künftigen Auferstehung? Sagt mir das doch noch einmal, ich will es auch gewiß behalten, und mich dessen oft wieder erinnern.

V. Erstlich: Es ist Gott ein leichtes, alles, was erstorben schien, wieder zu beleben. Was hier der warme Regen that, kann dann sein allmächtiger Befehl bewirken.

Zweytens: In allem, was dagewesen ist, liegt ein Keim fortzuleben, oder in neuer Gestalt wieder zu erscheinen.

Drittens: Auch in uns wird Gott dazu die Anlage gemacht haben, sonst wären wir schlechter als eine geringe Pflanze.

Die Beobachtung dessen, was jährlich und täglich geschieht, oder der Begebenheiten in der Natur kann uns die Lehren der Religion glauben helfen, aber nur dann, wenn wir im Denken geübt

geübt sind, und überhaupt an Erweiterung unserer Erkenntniß über Gott und uns selbst Freude finden. 1 Cor. 15, 35 = 38.

168. Das Examen.

Sophie war einst bey ihrer Anverwandtin Barben zum Besuch. Nach Tische suchte ihr diese von der Fähigkeit und Erkenntniß ihrer ältesten Tochter eine Probe zu geben. Komm her, rief Barbe, du kleine Klugheit, sag geschwinde auf, was du gelernt hast! Mit dem größten Widerwillen schlich die Tochter heran, und nun plapperte sie zuerst ein langes, ihr ganz unverständliches Lied, darauf ein Hauptstück aus dem Katechismus, dann das Vater Unser und endlich einen schweren Psalm, aber ohne alles Gefühl des Inhalts, in dem würdigsten Tone, so schlecht daher, daß, weil sie die Unterscheidungszeichen nicht beobachtete, der Athem ihr oft stehen blieb, und man deutlich sah, daß sie sich keines Gedankens dabey bewußt war. Seht ihr, liebe Sophie, sprach Barbe, als das Töchterchen nun endlich schwieg, wie unsre Kinder hier gut lernen! So viel konnte ich lange nicht, als ich wie das Mädchen war. Sophie, die wol wußte, daß derjenige, der so etwas — gut lernen heißt, und dergleichen Unterricht zu loben fähig ist, fast unverbesserlich sey, schwieg betrübt still, und dankte bloß in ihrem Herzen Gott, daß ihre Kinder einen bessern Unterricht erhielten. Als sie

sie

ſie nun gar nichts ſprach, da wurde Barbe empfindlich, und fragte ſie, warum ſie denn das Kind auch ganz und gar nicht lobte? „Liebe Nachbarin, antwortete Sophie, wir würden ja doch nicht eins werden, wenn ich auch alles das ſagte, was mir jetzt auf dem Herzen liegt. Ueberdem iſt es ſchon ſpät, und wenn man von wichtigen Sachen einmal anfängt zu reden, ſo muß man auch Zeit haben, mit ſolchem Geſpräch fertig werden zu können. Ein andermal will ich euch über dieſe Sache meine Gedanken wol ſagen. Jetzt wünſch' ich euch eine gute Nacht.“

Wer nur viel Worte, aber ihren Sinn nicht weiß, der iſt vielleicht ſchlimmer daran, als der ganz Unwiſſende. — Denn jener kann in den thörichten Stolz verfallen, ſich ſchon für unterwieſen, und bloßen Wortkram überhaupt für hinlängliche Erkenntniß zu halten.

Wie klug war Sophie, daß ſie hier ſchwieg! Sie hätte mit jeder Aeußerung der Wahrheit in dieſen Umſtänden offenbar geſchadet. *Sir. 33, 4.*

169. Der Alten Theil.

Wilhelmine heirathete einen rechtſchaffenen und fleißigen Jüngling, welchen ihr ihre alten Aeltern vorgeschlagen hatten. Mit dieſem lebte ſie viele Jahre hindurch zur Freude der Alten recht vergnügt, und Gott ſegnete ſie von Jahr zu Jahr immer mehr. Endlich entſchloß ſich der alte Vater,
ſein

sein Vermögen seinem Schwiegersohne zu übergeben. Doch hatte er sich und seiner Frau auf ihre alten Tage ein hinlängliches Auskommen bedungen, welches ihm auch seine Tochter nebst ihrem Manne gern gönnte und gab, weil sie erkannte, daß sie doch alles Gute, was sie mit ihrem Manne genoß, der guten Erziehung und dem Fleiße ihrer Aeltern zu verdanken hätte, besonders da sie selbst noch in ihrem Alter ihr nicht zum Schaden lebten, denn sie gingen ihnen freywillig bey Erziehung der Kinder, oder in ihrer Wirthschaft, so viel sie konnten, zur Hand, und halfen ihnen wenigstens, als sie schwach wurden, das ihrige im Hause treulich behüten. Ein solches liebereiches Betragen brachte nun den jungen Eheleuten in der That mehr Vortheil, als die Abgabe an die Aeltern werth war. Denn sie konnten auch abwesend sich so gewiß auf ihre alten erfahrenen Aeltern als auf sich selbst verlassen. Dagegen aber bezeigten die jungen Leute sich denn auch allemal herzlich dankbar, und es war eine Freude, zu sehen, wie einträglich und friedlich es in diesem Hause zunging.

Wie oft fehlt es in diesem Stücke bey Aeltern und Jungen! Sir. 3, 1: 18.

170. Das Mohnöl.

Ein Schullehrer nahm einst, als die Rede vom Ölberge war, Gelegenheit, nach Anleitung des Noth und Hülfsbüchleins von den verschiedenen Delen

Oelen zu reden, die zum Brennen und bey Speißen können gebraucht werden, und, da er in einem Lande lebte, das sich zum Mohnbau schickte, so lenkte er besonders das Gespräch auf den Anbau dieses köstlichen Saamens.

Zuförderst machte er seine Kinder auf die große Summe Geldes aufmerksam, die jährlich für Baumöl, das öfters noch dazu verfälscht, unrein und — eckelhaft zu genießen wäre, aus dem Lande, das wir bewohnten, in solche Länder gebracht würde, die uns kein Geld wieder zu lassen gäben.

Hierauf sagte er ihnen, Sachverständige Männer hätten nach angestellten Versuchen gefunden, daß unter allen übrigen Oelen das Mohnöl das allerschwerste sey, und daß eben dieser Eigenschaft wegen eine Lampe mit Mohnöl angefüllt, weit rathsamer und sparsamer brenne, als eine andere mit Baumöl, und daß man mit einem Pfund Mohnöl im Brennen 32 Stunden weiter, als mit einem Pfund Baumöl reiche, weil ein Loth Mohnöl eine Stunde länger brenne als ein Loth Baumöl. Man mache freylich den Einwurf, setzte er hinzu, daß die Mohnölflamme etwas dunkler brenne als die vom Baumöl, allein man könne doch allemal zulänglich und ohne Schaden der Augen dabey sehen und lesen, und wenn man es nach dem Schlagen eine zeitlang stehen und sich setzen ließe, hierauf einigemal abfüllte, so brenne es alsdann auch heller. Die
Kin

Kinder erwiederten, der Mohnsaame sey aber sehr theuer! Ja! antwortete er, da habt ihr Recht, aber eben daher kömmt der theure Preis desselben, weil er zu wenig gebauet wird. Würde das Mohnöl erst in stärkerer Quantität geschlagen, so würde man es auch, wo nicht wohlfeiler, doch um eben den Preis haben als das Baumöl.

Ferner redete er von der Freude und Ehre, die derjenige genieße, der auf seinem eigenen Boden etwas hervorbrächte, das eben so gut, ja oft noch besser und gesünder wäre, als das, was aus fremden Landen erst mit vielen Kosten müßte herbeigeschafft werden; und außerdem, daß durch den fleißigen Anbau des Mohns das Baumöl zur Speise und zum Brennen entbehrlich gemacht werden könnte, gewönne man auch bey dem Schlagen des Oels die sogenannten Mohnkuchen, aus denen eine Hausmutter, wenn sie zerrieben und mit weißem Mehl und Milch angerührt werden, eine sehr schmackhafte und gesunde Suppe für das Gesinde zubereiten und dabey die Butter ersparen könnte, weil solche Kuchen noch vieles Oel in sich enthielten.

Als ihn hierauf seine Kinder fragten, ob man nicht auch das Mohnstroh brauchen könnte? so antwortete er: „Allerdings! es kann viel Brennholz dabey gespart werden, denn wenn das Stroh gut getrocknet wird, so thut es weit mehr Dienste in der Feuerung, als alle andere
Ar.

Arten von Stroh, weil die Stiele des Mohns sehr holzig sind. Nur muß man beim Verbrennen derselben vorsichtig seyn, denn sie machen eine völlig helle und recht schnelle Flamme. Sogar die ausgeschnittenen Mohnköpfe sind sehr gut im Kachelofen zu brauchen, indem sie eine anhaltende Glut zu wege bringen. Auch der Bienenfreund, fügte er endlich noch hinzu, wird durch stärkern Anbau des Mohns sehr gewinnen, weil wenig andre Blumen den Bienen so viel Nahrung darbieten, als die Mohnblume. Die Kinder merkten sich das, und so oft sie im N. E. vom Ölberge lasen, fiel ihnen das wieder ein, was ihnen der Lehrer von dem so nützlichen Mohnbau gesagt hatte.

Die Frage, mit welcher Art des Öls kann man in der Haushaltung am wohlfeilsten und besten davon kommen? ist in unsern Zeiten gewiß keine unbedeutende Frage.

171. Die Wäsche.

Sophie war niemals geschäftiger und unversdrofner, als wenn sie eine Wäsche anstellen wollte. Weder ihr Mann, noch ihre Kinder, noch sonst jemand wurde dabei von ihr vernachlässiget, vielmehr verdoppelte sie alsdann ihre Aufmerksamkeit auf alles im Hause, und ließ es niemanden empfinden, daß es ihr sauer wurde. Erug es sich

zu, daß gerade zu der Zeit, da sie wusch, das Wetter umschlug, und ihr das Waschen und Trocknen dadurch erschwert wurde, so blieb sie sich doch immer gleich, und ihr Gesicht war gegen jederman so heiter, als ob es das allerbeste Wetter von der Welt zum Trocknen wäre. Einst zeigte eine sonst gute Frau, die aber die Bequemlichkeit etwas stark liebte, ihre Verwunderung darüber, daß sie sich so eine Unruhe auf den Hals ladete, und meinte, sie könne ja leichter davon kommen, wenn sie ihre Wäsche außer dem Hause ums Lohn oder für ein Jahrgedinge waschen ließe. Das werde ich, antwortete Sophie, wenn mich nicht besondere häusliche Umstände dazu nöthigen, gewiß niemals thun. Meine brave Mutter — Gott lohne sie dafür im Himmel! hat mich so erzogen, daß mir Arbeiten zur Lust geworden ist, und daß ich niemals verdrießlich werde, und sollte es mir auch noch so sauer werden. Ueberdem so hab ich auch die Hälfte meines Lebens mit Sammlung meines leinenen Zeuges zugebracht, und kann es größtentheils als ein Werk meiner Hände ansehen, wer will mich also darum verdienen, wenn ich viel darauf halte, und es lieber selbst im Hause wasche, als daß ich es einer Lohnwäscherin Preis gäbe. Lohnwäscherinnen verhelfen einer Hausfrau zu Luntzen, sie schonen ihre Hände, greifen das Zeug mit zu starker Lauge und Kalk an, und streichen es mit der Bürste, um mir recht bald Mädchenpiegel. R davon

davon zu kommen. Die Frau schwieg, weil ihr Herz sagte, daß Sophie Recht hatte.

Es hielten aber auch wenig Weiber so sehr auf Ordnung beym Waschen, als diese. Bey ihrer Verheirathung hatte es ihr noch sehr an Waschgeräthe gefehlt; sie kaufte sich aber von Zeit zu Zeit immer mehr dazu, so daß sie in etlichen Jahren alles, was zum Waschen gehörte, vom Troge bis zu den Klammern, welche die Wäsche auf der Leine fest halten, selbst besaß. Sehr ungern verlehnte sie davon etwas aus dem Hause an andere, am wenigsten an ihre lieberliche Nachbarin, die immer borgen mußte, aus Besorgniß, ihr Geräthe möchte beschädigt oder verunreinigt werden, und es mußte eine recht gute Freundin von ihr seyn, wenn sie ihr ihre Waschleine zum Gebrauch leihen sollte, weil sie wußte, daß von unreinen Leinen die ganze Wäsche beym Trocknen mit einemmal kann verdorben werden. Eben darum ließ sie auch allemal zu mehrerer Sicherheit, wenn sie trocknen wollte, zuvor ihre Waschfrau mit einem feuchten Lappen über die aufgezogenen Leinen hinfahren, und eine andere Person mußte der erstern mit einem trocknen Lappen folgen, um nirgendswow eine Unsauberkeit an der Leine zu lassen. Ihre hölzernen Geräthe mußten gleich nach dem Gebrauche wieder gereinigt und in kühle Kammern oder ins Gewölbe gebracht werden, um das Eintrocknen und Zerfallen derselben zu verhindern. Auch die
Tra

Tragekörbe, die sie beim Waschen brauchte, durften zu keinem andern Gebrauch genommen werden, damit sie nicht schmutzig würden und die Wäsche besudelten. Eben so machte sie es mit ihren Waschkörben.

Wollte sie nun die Wäsche wirklich anstellen, so war das ihr erstes, daß sie einige Tage vorher jedes Stück, das gewaschen werden sollte, einzeln durchsah, und was mangelbar war, ausbesserte. Damit beugte sie öfters mit wenigen Stichen einem großen Schaden vor, den das Zeug hätte nehmen können, wenn sie sich nachlässig bewiesen, und die kleine Mühe des Ausbesserns gescheuet hätte. Das Ausbessern selbst geschah sehr sauber und mit der größten Feinheit; am liebsten that sie es mit solchen Fäden, welche zu der Feinheit des Zeuges paßten. War das Ausbessern geschehen, so sortirte oder las sie die Wäsche ordentlich aus, legte die grobe Wäsche für sich, eben so auch die mittlere und die feine. Kleine Stücke heftete sie zusammen, damit sie nicht zerstreuet würden. Ihr Mann hatte ihr ein Buch gekauft, worin von allem, was eine Hausmutter wissen muß, Unterricht gegeben wurde, aus demselben hatte sie gelernt, wie man die verschiedenen Flecken aus der Wäsche wieder herausbringen könne, und auch das versäumte sie niemals vor der Wäsche. Ferner hatte sie ihr besonderes Zeichen, welches sie allemal in ein neu verfertigtes Stück nähete, damit es ihr nicht

konnte ausgetauscht werden, wenn etwa sonst noch jemand mit ihr zugleich trocknete. Außerdem schrieb sie sich auch noch alles Zeug, das in die Wäsche kommen sollte, besonders auf, und hielt sich zwey Waschtafeln (S. hinten), welche mit weißen Linien unterzogen und in gewisse Fächer abgetheilt waren. In diese Fächer ließ sie sich vom Mahler die Zeugsorten mit weißen Buchstaben aufstreichen, und schrieb alsdann allemal die Zahlen darunter. Eine von diesen Waschtafeln, welche mit der andern völlig gleichlautend war, behielt sie für sich, die andere aber hing sie an dem Orte auf, wo gewaschen wurde, weil sie das für das beste Mittel hielt, die Wäscherin, wenn sie etwa zur Untreue geneigt wäre, vom Stehlen abzuhalten.

Beym Anfange der Wäsche ließ Sophie erst alles, was gewaschen werden sollte, ausgenommen das bunte Zeug, 24 Stunden und länger in Lauge legen, damit der Schmutz losweichte, um alsdann nicht nöthig zu haben, die Wäsche stark anzugreifen, denn durch vieles und starkes Reiben wird die Wäsche ohne Noth abgenutzt und dünne gemacht. Bey diesem Einweichen durfte aber nicht jedes Stück zusammengedreht oder so in den Trog gelegt werden, wie es eben in die Hände fiel, es mußte vielmehr alles einzeln auseinander gebreitet werden, damit die Lauge jedes Stück desto besser durchziehen und auch mehr in den Trog gelegt werden konnte. Ganz feine Wäsche

Wäsche aber, ingleichen buntes Zeug ließ sie nicht mit in Lauge sondern bloß in lauliches Wasser einweichen.

Sie machte sich auch ihr Waschen nicht unndthiger Weise kostbar und theuer. Die Seife z. B. gab sie der Wäscherin nicht auf einmal, sondern stückweise, und wenn die Seifenstücke auf der Oberfläche sehr hart, rauh und uneben waren, so ließ sie dieselben von ihren Kindern vorher über und über dergestalt abschaben, daß jedes Stück Seife auf allen Seiten eine vollkommne Glätte erhielt, und nirgends etwas rauhes und unebenes mehr gefunden wurde, weil sie wußte, daß unvorsichtige Wäscherinnen mit harter Seife das Zeug zu Schanden reiben. Das Abgeschabte brauchte sie alsdann zur Kochseife. So nahm sie auch am liebsten Fluß- und vorzüglich gern Regenwasser zum Waschen, weil das weich ist, und sich mit der Seife geschwinder vereinigt, da im Gegentheil ein hartes Wasser noch einmal so viel Seife erfordert, indem es die Seife zugleich mit hart macht.

Um den unangenehmen Seifengeruch aus der Wäsche herauszubringen, mußte dieselbe so lange in reinem Wasser hin und her bewegt, oder geläutert werden, bis das zuletzt herausgerungene Wasser ganz lauter und unvermischt von Seifentheilschen erschien. Am Schillwasser, sagte sie, kann man sehen, ob die Wäscherin rein gewaschen hat oder nicht.

Die gekochte Stärke, von welcher die Wäsche mehr Glanz und Festigkeit erhält, that sie allemal vorher, besonders wenn sie nicht gleich stärkte, in einen Beutel von Mittelleinwand, und preßte sie so lange durch, bis alle brauchbare Stärke aus dem Beutel heraus war, und verhütete damit, daß keine Klumpen oder zusammengebackene Theile davon in die Wäsche kamen und dieselbe verunstalteten.

Konnte das bunte Zeug nicht gleich nach dem Waschen und Läutern getrocknet werden, so legte sie es, losgedreht, auseinander gebreitet und mit kaltem Wasser reichlich übergossen, in ein besonderes hölzernes Gefäß, damit die Farben nicht in die weißen Felder oder Streifen des bunten Zeuges übergingen, das sonst leicht geschehen kann, weil das enge zusammenliegende gefärbte Zeug gern in eine Art von Gährung geräth, welche die Farbentheilchen losreißt und um sich her vertheilt.

Wenn sie trocken wollte, so wählte sie allemal, wo möglich, einen Platz, der vor starken Winden geschützt war, weil ein starker Wind mehr grau als weiß trocknet, und auch die Stärke im Zeuge davon sehr geschwächt wird. So lange als das Zeug auf der Leine hing, mußte übrigens immer eine Person dabey seyn, damit kein Stück davon konnte gestohlen werden. Sobald alles trocken war, eilte sie zum Rollen, um mit der Wäsche zum Ende zu kommen. Es mußte

mußte aber jedes Stück, das gerollt werden sollte, vorher erst noch gerade gezogen und gleichgelegt werden, weil das Zeug sonst, wenn dies nicht geschieht, durch das Rollen noch mehr verdorben wird. Dabey sah sie auch sehr darauf, daß das Zeug dicht und fest an und um die hölzernen Walzen gelegt wurde, weil sie keine Falten und Runzeln, die die Wäsche gar sehr verunstalten, darin leiden konnte.

Nun setzte sie sich endlich auch eine Zeit fest, wo sie ihr feines Zeug platten oder streichen wollte, und ging nicht eher davon, als bis sie gangfertig war. Dabey brauchte sie aber auch zugleich die größte Vorsicht. Die Platte oder das Streicheisen z. B. setzte sie allemal auf ein besonderes Gestelle, versuchte auch vorher, ehe sie damit zu streichen anfangt, auf einem schlechten Tuche, ob es etwa zu heiß sey, um keine Brandflecken in die Wäsche zu bekommen, welches sehr übel aussieht. Auch sah sie allemal nach dem Einschieben des glühenden Stahls in die Platte nach, ob die Oeffnung derselben wohl verwahrt sey, um weder sich noch die Wäsche durch ein unvermuthetes Herausschießen des Stahls zu verbrennen. Um ihrem Tafel- und feinen Bettzeuge einen noch höhern Glanz und eine recht in die Augen fallende Schönheit zu verschaffen, ließ sie sich die Mühe nicht verdriessen, es hinter dem Rollen her noch besonders zu platten, und wenn jemand das

zu kam, der es für Ueberfluß hielt, so war sie allemal mit der Antwort bey der Hand:

Was einer Hausfrau recht viel Mühe macht, das macht ihr auch recht viel Ehre, wenn sie es unverdrossen und gut macht.

172. Wie und womit bringt man die verschiedenen Flecke aus der Wäsche?

Flecke von Wagenschmiere, Theer, Ölschwärze aus den Schließern an den Thüren müssen sobald wie möglich herausgebracht werden. Dies geschieht durch ziemlich dickes Aufschmierem fetter Lichtschnuppen aus der Lichtpuße auf den ganzen Fleck. Hat der Fleck so einen oder zwey Tage gestanden, so wird er mit heißem Wasser und eingeschmierter Seife wieder so ausgewaschen, daß der Fleck ganz ausgeht. Man kann auch Butter und Baumöl auf solche Flecke schmieren, weil sie die zähe Materie erweichen, daß sie darauf vollends mit Wasser und Seife ausgewaschen werden können.

Dinten und Weinflecke bringt man mit schwarzem Weinessig oder Zitronensaft heraus. Man kann auch unter 6 Tropfen Brunnenwasser ein bis zwey Tropfen Scheidewasser mischen. Nimmt man aber zu viel Scheidewasser, so wird die Wäsche zerfressen. Es muß aber nach dem Gebrauch des Scheidewassers das Zeug gleich ausgewaschen werden, sonst giebt es ein Mahl.

Sind

Sind Eisen- Kost- auch Spinnenflecke in die Wäsche gekommen, so nimmt man siedendheißes Wasser in ein zinnernes Gefäß, welches etwas tief ist, hält das Zeug mit dem Flecke darüber, daß der Dampf aus dem Gefäße daran gehe, reibt sodann den Fleck mit Sauerampfer oder Zitronensaft, und wäscht hernach den Fleck mit Wasser und Seife ab. Auch das Sauerampferfalg aus der Apotheke thut die nemlichen Dienste. Man löset es in Wasser auf, befeuchtet damit die Kostflecken, worauf sie gerieben, hernach aber ausgewaschen werden. Man trocknet sie an einer mit siedendheißem Wasser angefüllten zinnernen Theekanne, oder an einem andern zinnernen Gefäße.

Flecken von rothem Weine, besonders von Pontak, müssen gleich, wie das Zeug von der Tafel kommt, in Buttermilch eingeweicht werden, daß sich der Wein nicht erst zu sehr in den Fäden einfriszt.

Ist das Zeug durch allzulanges Liegen gelb geworden, so muß es ebenfalls in ein mit recht saurer Buttermilch angefülltes Gefäß gesteckt und darin gebeizt werden. Im Winter muß die Buttermilch zu diesem Gebrauch hinter dem Ofen in einer geheizten Stube stehen, daß sie recht sauer werde. Das darein gelegte Zeug muß ebenfalls mit Buttermilch in der warmen Stube stehen bleiben, weil die Buttermilch in der Kälte nicht genugsam eingreifen und ausziehen kann.

173. Verschiedene Gewürze, bey deren
Einkauf und Gebrauch Vorsicht
nöthig ist.

Muskatennüsse. Sie kommen aus Ostindien. Die Nuß umgiebt eine dreyfache Schale. Um den Kern selbst ist eine harte, dünne und schwärzliche; über dieser dann noch eine Decke, welche die vorige Schale nur zum Theil umgiebt. Sie ist zart und röthlich von Farbe, hat einen lieblichen Geruch und gewürzhafteu Geschmack. Wir nennen sie fälschlich Muskatoblume. Es giebt länglichte und runde Muskatennüsse. Die erstern haben wenig Geruch und Geschmack, und sind von wilden Bäumen. Eine gute Muskatennuß muß schwer und dicke, auch fett, äußerlich runzlicht, eisengrau, innerlich blaßgelblich und braungeadert seyn, dabey muß sie lieblich riechen, wenn sie gerieben wird, und einen heißen, beifenden Geschmack haben, wenn man sie in den Mund nimmt.

Nägelein oder Gewürznelken. Sie sind eigentlich die halb reifen, oder die nicht zur Blüthe gelangten Fruchtkeime eines Baumes in Ostindien, dessen Blätter fast den Lorbeerblättern ähnlich sind. Sie werden hierauf an der Sonne getrocknet oder mit Bambusrohr geräuchert, wovon sie die schwarze Farbe bekommen. Gestoßene Nelken werden gern mit allerley schlechtern Gewürzen vermischt, deshalb kaufe man lieber ganze

ganze Nelken. Wenn sie dick, trocken; leicht zu zerbrechen sind, und wenn der kleine Knopf noch drauf ist, so sind sie gut. Sie haben neben ihrer erhitzen und stärkenden Kraft, auch die Eigenschaft, daß sie austrocknen. Man muß also bey dem Gebrauche derselben mehr Vorsicht als bey andern Gewürzen brauchen.

Zimmetrinde ist die Rinde eines Baums, der besonders auf der Insel Zeylon wächst. Wenn der Baum gewisse Jahre gestanden hat, wird er geschälet, und die untere Rinde, nach dem man die äußere unnütze Schale weggenommen hat, wird in der Sonne getrocknet, wovon sich die Rinde röhrenförmig zusammenrollt, und die schöne falbrothe Farbe bekommt. Mit dieser Rinde wird besonders viel Betrug getrieben. Gewinnlüchtige Krämer ziehen erst das Del zum Zimmtwasser heraus, und mischen dann die kraftlose unter die gute, verkaufen sie auch wol ganz allein an Nichtkenner. Kaufe also am wenigsten gestoßene Zimmetrinde. Guten Zimmt erkennt man daran, wenn die Rinde dünne und zart, von gutem, scharfem doch süßen und lieblichen Geruch und hoch von Farbe ist.

Pfeffer wächst auf der Insel Java, Sumatra und vorzüglich auf der malabarischen Küste. Der Strauch, worauf er wächst, hat mit unserm Weinstock oder Hopfen viel Aehnlichkeit. Die Pfefferkörner wachsen traubensförmig, jede enthält 20 bis 30 Körner. Sie werden, wenn sie gepflückt

pflückt werden, 7 bis 8 Tage an die Sonne ge-
 legt, wovon sie die schwarzbraune Farbe bekom-
 men. — Da die gestoßenen Körner öfters mit
 Paradieskörnern oder Lorbeeren vermischt wer-
 den, so ist rathsamer, ganzen Pfeffer zu kaufen.
 Guter Pfeffer muß dick, schwer und glatt, scharf
 und nicht zu schwarz seyn. — Man braucht ihn
 an Speisen, die zu weichlich schmecken und schwer
 zu verdauen sind, z. B. an Schinken, Würste,
 Bohnen, Gurken und Kräuttsalat u. dgl. Bau-
 ersleute brauchen zuweilen die Pfefferkörner mit
 Branntwein vermischt, als ein Mittel wider
 das kalte Fieber, welches aber nicht allgemein
 anzurathen ist, weil aus dem kalten Fieber leicht
 ein hitziges werden kann. Für die Schweine ist
 er ein Gift; nur wenige Körner können ein gro-
 ßes Schwein tödten. Hüte dich demnach, Pfeffer
 unter das Fressen der Schweine kommen zu las-
 sen! — Der Spanische Pfeffer, der hier zu
 Lande in Gärten gezogen wird, soll in den meis-
 ten Fällen die Stelle des schwarzen runden Pfef-
 fers vertreten, da er fast noch schärfer und hitzi-
 ger als dieser ist.

Ingwer ist die Wurzel einer Pflanze, die in
 Ost und Westindien wächst. Es giebt brauner
 und weißer. Der weiße ist theurer als der
 braune, hat aber keinen Vorzug weiter vor dem
 braunen. Seine Güte besteht darin, daß er
 frisch, trocken, nicht von Würmern durchfressen,
 auswendig röthlich grau, inwendig aber blaß-
 gelb,

gelb, starkriechend, harzig und von feinem hitzigen scharfen Geschmack sey.

Saffran ist ein Zwiebelgewächs, welches in Ungarn, Italien, Frankreich und England jetzt stark gebant wird. Die purpur und goldfarbene Zäferchen, die in der Mitte der Blume sitzen, machen eigentlich das köstliche Gewürz aus. Guter Saffran muß roth von Farbe, stark am Geruch, leicht am Gewicht, nicht schmierig oder naß seyn. Betrüger nehmen klein geschabtes geräucheretes Fleisch, oder andere gelbrothe Blumen darunter. Man entdeckt den Betrug, wenn man solchen Saffran in ein wenig Mannwasser beizet, und ein Läppchen Leinwand daren legt, oder man kauet ein wenig von dem verdächtigen Saffran, reibt ihn hernach auf der Hand, wodurch die schlechte Farbe des Saffrans ans Licht kommen wird. Auf dem Lande wird er zuweilen den Wöchnerinnen wider Verstopfungen gegeben. Das allergeringste Uebermaaß aber kann unerseßlichen Schaden stiften. Denn der Saffran ist, wenn zuviel davon gebraucht wird, ein zwar sanftes, aber wahres Gift. Er bringt ein übermäßiges Lachen hervor, stürzt sodann in Schlaf, erregt angenehme Träume, die sich aber mit dem Tode endigen.

Große Rosinen sind eigentlich Weintrauben, welche in warmen Ländern, wo süßer Wein wächst, an der Sonne getrocknet, und dann in Sonnen gepackt werden. Die Güte aller großen
Ro.

Rosinen besteht darin, daß sie rein, trocken, dicke und nicht mager, hart, derb und durchsichtig seyn. Die Gewürzkrämer pflegen öfters veraltete, kleine magere Rosinen in verdünntem Zuckersyrup aufzuquellen, oder wol gar nur damit zu besprengen und einzuschmieren.

Kleine Rosinen kommen von ganz kleinen, aber sehr süßen Beerchen her, in der Größe unserer Johannisbeere. Man läßt die Beerchen an ihren Stöcken reif und trocken werden, da sie denn von selbst zuletzt abfallen. Daher kommt es, daß viele Steinchen und Sand öfters darunter gefunden werden. Beym Einkauf derselben muß man diejenigen wählen, die neu und nicht schimmlicht, klein und in großen Klumpen sind. Die Klumpen dürfen auch nicht umher weiß aussehen, weil das ein Zeichen ist, daß sie von Mäusen angegriffen sind.

Anmerkung.

Diesjenige Hausmutter, die ihre Hausgenossen bey Zubereitung ihrer Speisen an sanfte einheimische Gewürze gewöhnt, handelt sehr vernünftig. Jene ausländischen Specereyen gehdren für die Einwohner heißer Länder, die solcher starken Gewürze zur Stärkung ihrer von der Sonnenhitze geschwächten Fasern und zur Ersehung der durch die übermäßige Ausdünstung verschwendeten Nerven geist bedürfen. Daß dergleichen Gewürze in unsern Ländern nicht wachsen, ist

zu

zuverlässig ein Beweis, daß sie unserm Körper nicht zuträglich sind. — Die Stelle dieser ausländischen Gewürze vertreten bey uns, auf eine heilsamere und eben so angenehme Art, die bey uns wachsenden, mit mildern Eigenschaften versehenene Gewürze und gewürzhafte Pflanzen und Wurzeln, als z. B. Lorbeerblätter, Wachholderbeeren, Zwiebeln, Knoblauch, Kümmel, Coriander, Fenchel, Anis, Eill, Beyfuß, Salbey, Majoran, Thymian, Basilikum, Petersilie und Pfefferkraut (Saturn). Und wie viel Geld kann eine Hausfrau erhalten, wenn sie mit diesen uns in unsern Gärten zuwachsenden Gewürzkräutern ihre Speisen zurechtet.

175. Zulchen muß Lehrgeld geben, oder,
die verschimmelten Pflaumen.

Ein Landprediger, der ein Wittwer war, heirathete Zulchen, die in der Haushaltungskunst nicht unerfahren war, dabey aber den Fehler hatte, daß sie sich zu viel zutraute, und alles vor sich machte, ohne vorher andere um Rath zu fragen. Diesem Prediger gehörte unter andern auch alles Obst, das auf dem Kirchhofe wuchs, welches größtentheils in Pflaumen (Zwerschen) bestand. Seine vorige Frau hatte alle Jahr das Obst, es mochte nun wohlfeil oder theuer seyn, verkauft, weil sie sich daran stieß, daß es vom Kirchhofe wäre. Diese aber, die die Ehre ei-

ner

ner guten Hauswirthin haben wollte, nahm sich vor, das Obst, besonders die Zwetschen zu welken, um sie besser zu nügen, besonders da sie eben sehr wohlfeil waren. Ihr Mann lobte sie deshalb, als sie ihm ihren Entschluß mittheilte, bekümmerte sich aber nicht weiter um die Ausführung desselben, besonders da sie ihm nichts wieder davon sagte. Sie schickte nun einen Korb voll Zwetschen nach dem andern zum Bäcker, um sie auf der Obstdarre zu trocknen, und bekam einen großen Vorrath, worüber sie eine unbeschreibliche Freude hatte. In dem Hause ihres Mannes fand sie große Kisten, diese bestimmte sie zur Aufbewahrung ihrer gewelkten Zwetschen. Wie also ein Korb voll nach Hause kam, so schüttete sie dieselben in die Kisten, und fuhr damit so fort, bis sie ganz voll waren, alsdann verschloß sie dieselben. Freudenvoll berichtete sie hierauf ihrer Mutter ihren großen Pfannicovorrath, besonders, da in dem Orte, wo ihre Mutter wohnte, kein so starker Obstbau war, und so große Vorräthe von gewelktem Obste nicht konnten zusammengebracht werden. Es kam die Kirnse im Herbst herbey, und die Mutter besuchte sie. Das erste, was Tulchen that, war, daß sie ihre Mutter im Hause herunfführte, und ihr ihre Speisevorräthe zeigte. Die Reihe kam endlich auch an das gewelkte Obst. Gleich am ersten Kisten wollte der Deckel nicht aufgehen, er war verquollen. Sie gingen zum andern,
zum

gebe, wo man noch zu fragen und erfahrene Leute um ihren guten Rath zu bitten nöthig habe.

175. Erkenntnißprüfung über allgemeine Religionswahrheiten.

Der Lehrer. Was überzeugt dich, Julie, und macht dich gewiß, daß es jetzt Tag ist?

Julie. Ich kann entfernte Dinge sehen, und alles, was mir näher ist, hat seine verschiedene Farben.

L. Würdest du mir diese Antwort geben können, wenn du nicht denken und urtheilen könntest?

J. Ich zweifle, ob ich gleich glaube, daß der unwissendste Mensch sowohl weiß, daß es Tag ist, als der Klügste, was jener eben sowohl sehen kann als dieser.

L. So weit seine Sinne reichen, weiß freylich der Unwissendste sowohl, daß etwas ist, als der Klügere. Aber wo trennen sich gewöhnlich die Erkenntnisse dieser Menschen, und wo entdeckt sich die Verschiedenheit ihrer Geisteskraft?

J. Bey den Fragen: warum? wodurch? wozu? bey allem sorgfältigen verständigen Gespräch, Aeußerungen eignen Urtheils, und am meisten, wenn es darauf ankömmt, aus dem Sichtbaren aufs Unsichtbare zu schließen.

L. Nun so will ich dich selbst nach dieser Regel prüfen, ein verständiges Gespräch über die
wicht

wichtigsten Religionswahrheiten mit dir führen, und mich dann freuen, wenn ich eine richtige und vollständige Erkenntniß bey dir finden werde.

Woher weißt du nun auch mit Ueberzeugung und Gewißheit, daß Gott, oder ein höchst verständiges Wesen, alles, was da ist, gemacht hat?

J. Weil allenthalben Ordnung ist, so weit ich denken kann.

L. Gib von dem, was du für Ordnung hältst, einige Beispiele.

J. Die Jahres- und Tageszeiten; die Einrichtung der Nahrungsmittel zu den Geschöpfen, die dadurch genährt werden sollen; die absichtsvolle Verschönerung der leblosen Natur; die Ordnung und Regelmäßigkeit in den Bewegungen der großen Himmelskörper; die nützliche Einrichtung der verschiedenen Thierarten und ihrer Triebe, vorzüglich aber des menschlichen Wesens; die Zusammenstimmung der uns von Gott angerathenen Mittel zur Glückseligkeit mit den Wünschen und Empfindungen einer jeden unverdorbenen Seele, und endlich die beständige Erfahrung aller verständigen Beobachter, daß, wenn uns Gott vor etwas schädlichem warnet, die Verachtung dieses väterlichen Rathes auch schlimme Folgen stets nach sich gezogen hat.

L. Du hast Recht, gute Seele! aus allen diesem leuchtet hervor, daß ein sehr verständiges Wesen daseyn müsse, welches nicht allein alles Leblose nach Maaß, Ziel und Gewicht ordnet, son-

bern auch seiner lebendigen Geschöpfe Glückseligkeit nach dem verschiedenen Maass ihrer Empfänglichkeit zum Endzweck hat. Welche Art der Geschöpfe, die Vernünftigen oder Unvernünftigen, mag wol der meisten Glückseligkeit fähig seyn?

J. Allerdings die vernünftigen Geschöpfe; denn sie können nicht bloß empfinden, sondern auch über das Empfundne denken. Sie können über die Schönheit und Ordnung sich freuen, sich selbst verbessern, und das höchste Vergnügen genießen, wenn sie die Verwandtschaft und Abstammung ihrer Seele von Gott, dem allervollkommensten Wesen, denken, zu dessen ewigen Gnadenwohlthaten durch Tugend und Gehorsam gegen ihn sie sich die Hoffnung erwerben können.

L. Das ist wahr; gehdrt aber nicht eine unbeschreibliche Kraft und Macht dazu, um alles das anordnen zu können, wenn die Weisheit oder der Verstand zum Entwerfen eines so unermesslichen Plans nicht umsonst soll gewirkt haben, so wie unter uns Menschen mancher Verstärkter zwar einen herrlichen Plan entwirft, ihn aber aus Ohnmacht nicht ins Werk richten kann?

J. Allerdings muß in Gott Weisheit und Macht im höchstmöglichsten Grade beyseymen seyn!

L. Würdest du einen Mächtigen, der aber dabey bössartig und arglistig wäre, wol weise nennen?

J. Nein, gewiß nicht!

L.

L. Also, wenn Gott höchst mächtig und höchst weise ist, so ist er eben dadurch auch höchst gerecht und höchst gütig zu nennen; und wenn ich nichts weiter von Gott wüßte, als: in ihm ist die höchste Weisheit mit der höchsten Macht verbunden, würde dann meiner Vorstellung von der höchsten Vollkommenheit Gottes noch etwas fehlen?

J. Nein; denn, wenn ich mit dem, was zum vollständigen Begriff der höchsten Weisheit, die mit der höchsten Macht verbunden ist, gehört, genug bekannt bin; so weiß ich auch genug von Gott, wenn ich weiß, daß er höchst weise und höchst mächtig ist. Denn alle Vollkommenheiten vereinigen sich in dem Begriff der höchsten Weisheit und der höchsten Macht.

L. Wie würdest du z. B. Gottes Allwissenheit, Allgegenwart, Unveränderlichkeit und höchste Güte in diesem Begriffe: Gott ist höchst mächtig und höchst weise, schon mit eingeschlossen finden?

J. Wer nicht alles weiß, kann nicht höchst weise seyn. Wie aber Gott alles weiß, erklärt mir das Wort Allgegenwart auch nicht, genug daß ich weiß, daß er alles wissen, und vorher gewußt haben müsse, theils um alles so weislich anzuordnen, theils um es zu erhalten, und über die Handlungen freyer Wesen zu richten. Es gehören also Allwissenheit und Allgegenwart als Bestandtheile zu dem allgemeinen Begriff, höchste

Weisheit, eben sowohl, als Unveränderlichkeit und höchste Gütigkeit. Denn wer sich sowohl in seinem Wesen als in seinem Urtheil oft änderte, der wäre nicht immer höchst weise, und eben darum nicht immer höchst mächtig, denn die höchste Macht in Gott kann nur die Folge seyn von der allerhöchsten geistigen Vollkommenheit, welche die höchste Weisheit ist. Was endlich die höchste Gütigkeit oder Güte betrifft, so läßt sich diese vollends ohne Weisheit nicht denken, denn wer nicht weise ist, kann auch nicht gut, vielweniger höchst gut oder der Allerbeste seyn.

L. Du hast sehr gut geantwortet. Sage mir nun noch, ehe wir diese Unterredung beschließen, was dir diese richtige Erkenntniß von Gott helfen soll, und wozu du sie gebrauchen willst?

J. Dazu, lieber Lehrer, daß ich den höchst weisen und höchst mächtigen Gott von ganzem Herzen, weil er im höchsten Grade Preis und Ehre verdient, verehren, ihm vertrauen, und damit ich das immer kann, ihm zu allem Gefallen leben, und alle seine Gebote immer besser halten zu lernen, mich aufrichtig bemühen will. Und, weil ich nach den besten Gaben streben soll, so will ich nach Weisheit trachten, weil ich Weisheit für die beste Gabe halte. Dann werd' ich auch gewiß zum Guten so viel Macht bekommen, als mir nützlich ist. Gott wird mein Vorhaben und meiner Hände Werk befördern und mich Gnade finden lassen bey ihm und allen guten Menschen.

L.

L. Befördre dein Erkenntniß, o Gott!
damit allenthalben der Erdbreis deiner Ehre voll
werde!

Sieh ferner Segen, daß auch hier
Der Lehrer Fleiß gedeihe;
Und zu der Jugend Lernbegier
Sich Erd' und Himmel freue.

176. Ein Kirnslied.

Mel. Adam hatte sieben Söhne.

Adam war der erste Mann,
Eva war sein Weibchen;
Sie verlebten Beide
Die Tag' in lauter Freude;
Sie liebten sich, und zankten nicht,
Sie wußten nichts von Krampf und Gicht,
Sie lebten herzlich froh! froh! froh!

Wenn der junge Lenz begann;
Sagen sie im Busche;
Hörten Nachtigallen,
Und gingen nach Gefallen
Am Bach hinauf, am Bach herab,
Wo's immer was zu schöpfen gab,
Wir machens auch noch so, so, so.

Frisches Obst und süße Milch
Von dem sanften Schäfchen
Stärkte ihre Glieder
Am kühlen Abend wieder;
Ein buntbesümmtes Nasenbett

War

War ihre sanfte Ruhestätt
 Und schiefen da recht froh, froh, froh!
 Milde war der Himmelsstrich
 Dort im Paradiese;
 Kein Pariser Schneider
 Verfertigte da Kleider;
 Mit Seidenstoff und Zibcattun
 Hatt' Kochen da noch nichts zu thun,
 Und lebte doch recht froh, froh, froh! —
 Kochen liebte Reinlichkeit,
 Wie es Weibern ziemet,
 Eine klare Quelle
 Vertrat des Spiegels Stelle;
 Es duftete von Adlewang
 (Wie jetzt die Mädchen gassenlang)
 Da Kochen noch nicht so, so, so.
 Aber wie das Unthier kam,
 Die verschmitzte Schlange,
 Weg war auch für Beide
 Des Paradieses Freude!
 Kein Blümelein, kein Vögelein
 Konnt' ihre Herzen mehr erfreut,
 Sie lebten nicht mehr froh, froh, froh.
 Gut seyn laßt uns, Schwesterchen,
 Gut seyn, besser werden!
 Schuldblos unsre Jahre
 Durchwandeln bis zur Bahre!
 Hier ist die Hand, schlägt alle ein!
 Wir wollen gute Menschen seyn!
 Dann leben wir recht froh, froh, froh!

Mannshemden.	Weiberhemden.	Feine Mannsplatthemden.	Feine Weiberplatthemden.	Knabenhemden.	Mädchenhemden.
22.	24.	16.	18.	17.	14.
Feine Servietten.	Grobe Tischtücher.	Grobe Servietten.	Weisse feine Bettbezüge.	Weisse feine Kissenbezüge.	Weisse Halstücher.
134.	20.	80.	12.	36.	23.
Bunte Bettbezüge.	Bunte Kissenbezüge.	Bettlaafen.	Weisse nessel- tuchne Schürzen.	Blaue Schürzen.	Handtücher.
10.	40.	22.	18.	30.	44.

178. Das Einmal Eins.

1	mal	1	ist	1	4	mal	9	ist	36
2	mal	2	ist	4	4	mal	10	ist	40
2	mal	3	ist	6	5	mal	5	ist	25
2	mal	4	ist	8	5	mal	6	ist	30
2	mal	5	ist	10	5	mal	7	ist	35
2	mal	6	ist	12	5	mal	8	ist	40
2	mal	7	ist	14	5	mal	9	ist	45
2	mal	8	ist	16	5	mal	10	ist	50
2	mal	9	ist	18	6	mal	6	ist	36
2	mal	10	ist	20	6	mal	7	ist	42
3	mal	3	ist	9	6	mal	8	ist	48
3	mal	4	ist	12	6	mal	9	ist	54
3	mal	5	ist	15	6	mal	10	ist	60
3	mal	6	ist	18	7	mal	7	ist	49
3	mal	7	ist	21	7	mal	8	ist	56
3	mal	8	ist	24	7	mal	9	ist	63
3	mal	9	ist	27	7	mal	10	ist	70
3	mal	10	ist	30	8	mal	8	ist	64
4	mal	4	ist	16	8	mal	9	ist	72
4	mal	5	ist	20	8	mal	10	ist	80
4	mal	6	ist	24	9	mal	9	ist	81
4	mal	7	ist	28	9	mal	10	ist	90
4	mal	8	ist	32	10	mal	10	ist	100

10 mal 100 ist 1000



131 L. 8

Vol 11

